

Drittes Buch.

Geschichte Preußens vom großen Kurfürsten bis zu Friedrich's des Großen Regierungsantritt. (1640—1740.)

20. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. (1640—1688.)

Einleitung. Mit Friedrich Wilhelm, der den Namen des großen Kurfürsten erhalten hat, beginnt erst die Geschichte Preußens als Geschichte eines zusammengehörigen Staates. Bis dahin gab es nur einzelne Landestheile, welche vom Niemen bis an den Rhein vielfach von einander getrennt lagen, ohne anderen Zusammenhang, als den eines gemeinschaftlichen Herrschers. Zwischen der Mark Brandenburg, dem Herzogthum Preußen und den cleveschen Landen gab es noch kein inneres Band der Gemeinschaft, kein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit: in jedem der Länder waren die Rechte des Fürsten und die Freiheiten der Stände, die ganze Verwaltung, das Kriegs- und Steuerwesen verschieden. Die Unterthanen des einen betrachteten die Bewohner des andern als Fremde und ertrugen es nur mit Widerstreben, wenn der Fürst solche „Fremdlinge“ zu Aemtern und Würden bei ihnen einsetzte. In Preußen kümmerte man sich nicht darum, wenn die Mark vom Kriege zerrüttet wurde, und in Cleve erschien es als eine fremde Sache, wenn an den Ufern der Ostsee der Schlachtenruf erscholl. Als in Preußen Werbeplätze für den Krieg in Pommern errichtet wurden, machte es das Volk dem Kurfürsten zum Vorwurf, daß er Fremde, d. h. brandenburgische Kriegsteile, in's Land brachte. Die Preußen sahen in dem Landesherrn nur ihren preußischen Herzog, die Märker nur ihren brandenburgischen Kurfürsten, — der Gedanke eines gemeinsamen Staates war ihnen allen fremd. Wenn aus den vereinzeltten Ländern ein mächtiger Staat werden sollte, so kam es vor Allem darauf an, Einheit an die Stelle der bisherigen Absonderung zu bringen. Das ist nun das große Werk, welches der Kurfürst Friedrich Wilhelm vollbracht hat, daß er auf fester Grundlage die Einheit und dadurch die Kraft der hohenzollernschen Monarchie sicherte: er ist so der eigentliche Schöpfer des preußischen Staates geworden.

Die Jugendjahre des großen Kurfürsten. Friedrich Wilhelm war in Berlin am 16. Februar 1620 geboren. Seine Mutter, die Schwester des unglücklichen böhmischen Königs Friedrich (von der Pfalz), leitete seine erste Erziehung; sie richtete ihr Augenmerk besonders darauf, ihm eine feste religiöse Grundlage zu geben. Außerdem wurde er in Sprachen, in der Geschichts- und Kriegswissenschaft unterrichtet und durch Leibesübungen abgehärtet. Neuere Geschichte, Baukunst, besonders Festungsbaukunde und Geschützkunde lernte er später meistens durch eigenen Fleiß und durch den Umgang mit unterrichteten Männern. Als der dänische Krieg in den Marken wüthete, wurde der junge Kurprinz (1627) mit seiner Schwester nach Küstrin gebracht, wo er den größten Theil des Knabenalters verlebte. Gewiß war es vortheilhaft für ihn, daß er hierdurch dem schädlichen Einfluß des rohen und wüsten Lebens, welches an seines Vaters Hofe herrschte, entzogen ward. Gustav Abolph sah den Prinzen (wahrscheinlich im Jahre 1631) und gewann den körperlich kräftigen und geistig geweckten und lebhaften Knaben so lieb, daß er ihm alsbald die Hand seiner damals fünfjährigen Tochter Christine zugedacht haben soll. Frühzeitig scheint Friedrich Wilhelm eine große Abneigung gegen Schwarzenberg gefaßt zu haben, woran gewiß der Einfluß seiner Mutter und seiner Großmutter, der alten Kurfürstin Anna, viel Antheil hatte; doch mußte der Prinz diese seine Stimmung an dem Hofe seines Vaters auf alle Weise zu verbergen suchen.

Reise nach Holland. Sehr willkommen war es gewiß dem Jüngling, als Georg Wilhelm den Entschluß faßte, ihn nach damaligem Gebrauch zu seiner weiteren Ausbildung eine Zeit lang in's Ausland zu schicken: Holland wurde als Ziel der Reise ausgewählt, besonders sollte Friedrich Wilhelm auf der berühmten Universität Leyden seine Studien vervollständigen. Von seinen Erziehern begleitet, trat er die Reise an (1634) und begab sich sofort nach Leyden, wo jedoch seines Bleibens wegen der dort ausgebrochenen Pest nicht lange war; er ging von da nach Arnheim, um sich in ritterlichen Künsten auszubilden; dort wurde ihm das Glück zu Theil, den Umgang mit den ausgezeichnetsten Staatsmännern und Feldherren der Niederlande zu genießen. Er schloß sich besonders an den berühmten Statthalter des Landes, Friedrich Heinrich von Dranien, mit ehrfürchtiger Liebe an, um sich durch die Belehrungen und das Beispiel des tapfern Feldherrn und weisen Staatsmannes zu unterrichten. Dranien gewann ihn sehr lieb, und als die Pest bald darauf den lernbegierigen Jüngling auch von Arnheim weiter nach dem Haag vertrieb, konnte derselbe dort um so ungestörter steten Umgang mit dem ausgezeichneten Mann pflegen.

Der Aufenthalt in Holland war für den regsamen jungen Prinzen in jeder Beziehung eine Quelle vielfacher Beobachtungen und Erfahrungen, die ihm für seinen künftigen Herrscherberuf von großem Nutzen sein mußten. Kein Land Europa's gab damals ein so schönes und anregendes Bild menschlichen Fleißes und lebendiger Betriebsamkeit, wie Holland.

Das kleine Küstenland hatte in den Kämpfen gegen Spanien eine Achtung gebietende Stellung in ganz Europa errungen, durch die Entwicklung seiner Handelsmacht, mit der die Ausbildung einer vortrefflichen Marine Hand in Hand ging, war es dann immer höher in Wohlstand und Bildung aufgestiegen.

Es besaß große Länderstrecken in Nordamerika, die schönsten Inseln in Westindien, es hatte Brasilien erobert und vorlängst in Ostindien und Ceylon festen Fuß gefaßt, selbst die Goldküste Afrika's gehorchte weithin den Holländern; mit großen Kapitalien ausgerüstete Handelsgesellschaften in Amsterdam führten die Reichthümer aller dieser Länder nach Europa. Welch reger Verkehr, welches geistige Streben schon dadurch nach Holland kam, ist leicht zu ermessen, und Gelehrsamkeit und jegliche Kunst blühte, wie nie zuvor, in dem mühsam dem Meere abgerungenen Ländchen. Auf der Universität Leyden wurden besonders die alten Sprachen getrieben, aber nicht minder fanden Naturwissenschaften, Mathematik, Astronomie und Physik in Holland die fruchtbarste Förderung. Der berühmte Hugo Grotius lehrte das Völkerrecht, und Holland wurde die Wiege aller Staats- und Finanzwissenschaft. Die großen Reichthümer des Landes weckten einen lebhaften Kunstsin; Malerei, Baukunst und alle praktischen Künste, besonders auch die Gärtnerkunst, gelangten zu einer raschen Blüthe. Die holländischen Staatsmänner, halb Kaufleute, halb Diplomaten, standen in höchster Achtung, und die großen Dranier hatten ein vortreffliches Kriegsheer und eine wahre Pflanzschule für Feldherren und Seeoffiziere in's Leben gerufen.

So lernte denn der junge Prinz in Holland die Erfolge kennen und bewundern, welche ein kleines Volk durch unermüdlige Thätigkeit und unter der Leitung tüchtiger Staatsmänner in jeder Beziehung erreicht hatte, und es erstarkte in ihm der Wille, auch in seinem Volk die Keime solchen ruhmvollen Gedeihens zu pflegen und aufzuziehen. Sein ganzes späteres Wirken giebt Zeugniß davon, wie sehr jene in der Fremde gesammelten Erfahrungen von ihm zum Heile seines Volkes benutzt wurden. Die meisten Staatseinrichtungen, welche er nachher in seinen Ländern beförderte, waren Ergebnisse seines Umganges mit den holländischen Staatsmännern; besonders aber lernte der Prinz die Kriegsverfassung der großen Dranier kennen und entwickelte nach ihrem Beispiel das Felbherrtalent, das später seinen Namen durch die ganze Mit- und Nachwelt trug. Nicht aber sein Geist und sein Wissen allein erstarkten bei dem Aufenthalt in Holland, auch sein Charakter und seine Willenskraft wurden in dem edeln Kampfe gegen jugendliche Leidenschaft gestählt; er lernte sich selbst beherrschen. In dem üppigen Haag war es, wo bei den Freuden nächtlicher Gelage öfter der Versuch gemacht wurde, den Jüngling zu unwürdigen Ausschweifungen zu verführen; aber sein fürstliches Ehrgefühl, gestärkt durch die Warnungen seines Erziehers, ließ ihn den Lockungen widerstehen. Er verließ, um den Versuchungen aus dem Wege zu gehen, lieber den Haag; „ich bin es meinen Eltern, meiner Ehre und meinem Lande schuldig,“ sagte er und begab sich in's Feldlager zum Prinzen von Dranien. Als dieser den Grund seiner plötzlichen Entfernung aus dem Haag erfuhr, klopfte er ihm beifällig auf die Schultern und sagte: „Eine solche Flucht ist heldenmüthiger, als wenn ich Breda eroberte. Vetter, ihr habt das gethan, ihr werdet mehr thun. Wer sich selbst besiegen kann, der ist zu großen Unternehmungen fähig.“ Diese ehrenvolle Anerkennung des berühmten Draniers machte einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Herz des ehrbegierigen Jünglings, welcher nun um so mehr bemüht war, sich vor jeder Befleckung zu bewahren und die Prophezeiung des großen Fürsten zu erfüllen.

Die Rückkehr; des Prinzen Stellung zu Schwarzemberg. Während dieses Aufenthalts in Holland waren die Gegner Schwarzemberg's darauf bedacht, den Prinzen bleibend dem Einfluß desselben zu entziehen; es wurde dahin gearbeitet, Friedrich Wilhelm zum Statthalter der cleveschen Länder zu machen, was die cleveschen Stände selbst wiederholt bei Georg Wilhelm beantragten. Auf Schwarzemberg's Rath lehnte dieser jedoch den Antrag entschieden ab. Der Kurprinz versuchte nun, unterstützt von seiner Mutter, den Aufenthalt in Holland gegen Schwarzemberg's Willen unter allerlei Vorwänden immer wieder zu verlängern, bis er zuletzt auf den ausdrücklichen Befehl des Vaters an dessen Hof zurückkehren mußte. Es läßt sich denken, daß seine Stimmung gegen Schwarzemberg nicht günstiger geworden war, als vordem; doch mußte er sich, so lange sein Vater lebte, Zwang anthun, um seinen Widerwillen gegen den mächtigen Günstling zu verbergen. Bald nach seiner Heimkehr erkrankte der Kurprinz gerade am Tage nach einem Gastmahle, welches Schwarzemberg ihm zu Ehren veranstaltet hatte; des Grafen Feinde benutzten diesen Zufall, um ihn bei Friedrich Wilhelm zu verdächtigen, als habe er ihn vergiften wollen, doch scheint der Prinz auf diese niedere Verläumdung kein Gewicht gelegt zu haben. Er suchte sich mit Schwarzemberg scheinbar so freundlich wie möglich zu stellen, und hoffte durch denselben doch endlich die Statthaltertschaft in Cleve noch zu erlangen. Der Kurfürst Georg Wilhelm aber schlug das Verlangen nochmals rund ab: sein Sohn mußte mit ihm erst in Berlin, dann am Hofe zu Königsberg verbleiben, wo er denn gute Gelegenheit fand, die Parteien im Herzogthum Preußen mit allen ihren Leidenschaften und schwachen Seiten genau kennen zu lernen, was ihm später zu Statten kam, um deren Macht leichter zu brechen.

Friedrich Wilhelm's Thronbesteigung und erste Schritte; Schwarzemberg's Ende. Am 20. November 1640 folgte Friedrich Wilhelm seinem Vater in der Regierung der brandenburgisch-preussischen Lande. Der junge Kurfürst brachte Gaben und Eigenschaften mit auf den Thron, wie sie selten in so schönem Vereine gefunden werden. Seine stattliche Erscheinung, die hohe, freie Stirn und das milde Feuer des blauen Auges kündigten den edeln und ernstesten Geist des Herrschers an, welcher mit voller, unentwehelter Jugendfrische den Thron seiner Väter bestieg. Ein Herz, das sich selbst zu beherrschen gelernt, ein gebildeter und in früher Erfahrung gereifter Geist, ein kühner Heldenmuth, der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte, vor keiner Gefahr erzitterte, und ein fester, kräftiger Wille, der das einmal erwählte Ziel nie wieder aus dem Auge verlor, eine scharfe Beobachtung und Menschenkenntniß, die Kunst, aus allen Umständen den möglichsten Vortheil zu ziehen, die Geistesgegenwart, sich allen Verlegenheiten klug zu entwinden, — das waren einige der herrlichen Mittel, welche dem jungen Fürsten zur Erfüllung seines schweren Berufs zu Gebote standen. In der That war die Fülle solcher Gaben erforderlich, um ihn nicht im Hinblick auf die Größe seiner Aufgabe von vorn herein muthlos werden zu lassen. Wir haben den trostlosen Zustand seiner Länder, besonders der Marken, bei Georg Wilhelm's Tode bereits kennen gelernt, aber mehr noch, als die Zerrüttung des Landes lastete der Einfluß der Fremdherrschaft auf der neuen Regierung. Zum Theil war das Land noch in der Gewalt der Schweden, zum Theil hatte sich Georg Wilhelm

durch die Verträge mit dem Kaiser die Hände gebunden, denn die Truppen, besonders in den Festungen, waren vor Allem dem Kaiser vereidigt und dem Kurfürsten nur nebenher durch einen Handschlag verpflichtet. In einem Aufsatze aus seiner ersten Regierungszeit sagte Friedrich Wilhelm selbst: „Auf der einen Seite habe ich die Krone Schweden, auf der andern den Kaiser; ich sitze zwischen ihnen und erwarte, was sie mit mir anfangen, ob sie mir das Meinige lassen oder nehmen wollen,“ und wenn er die biblischen Geschichten liest, so will ihm bedünken, als sei niemals ein Fürst in einer ähnlichen Bedrängniß gewesen wie er, weder David noch Salomo habe es jemals so schwer gehabt. Noch währte der dreißigjährige Krieg fort. Es war nichts Leichtes, sich damals für eine der beiden kriegsführenden Parteien zu entscheiden, zwischen welchen das Glück fortwährend schwankte, so daß bald die Kaiserlichen im Begriffe waren, die Schweden ganz aus Deutschland zu verjagen, bald wieder die Letzteren bis vor Prag und bis an die Donau vordrangen. Mochten aber die Schweden oder die Kaiserlichen im Vortheile sein, immer waren es die Marken, welche unter den Schrecken des Krieges am meisten zu leiden hatten.

Friedrich Wilhelm mußte, um sich aus dieser schlimmen Lage zu ziehen, sehr vorsichtig und plammäßig zu Werke gehen. Er sah ein, daß er vor Allem Herr in seinem eigenen Lande werden und sich wo möglich eine eigene, nur ihm gehorchende Heeresmacht bilden mußte, um sodann den Umständen nach frei und selbstständig handeln zu können. Natürlich konnte ihm bei diesem Bestreben Schwarzenberg's Einfluß nur im Wege stehen, welcher mit ausgedehnten Vollmachten Statthalter in den Marken war. Der Kurfürst durfte jedoch den Grafen nicht plötzlich entlassen, um nicht seine Pläne dadurch gleich zu verrathen und des Kaisers Verdacht zu erregen. Er schrieb daher an Schwarzenberg von Königsberg aus, um denselben zu bitten, ihm, wie seinem Großvater und Vater, die Regierungslast erleichtern zu helfen und sich mit der Statthalterschaft in den Marken ferner zu beladen. Gleichzeitig aber verbot er den Commandanten der Festungen Küstrin und Peitz, fernerhin kaiserliche Garnisonen aufzunehmen, und suchte sich mit den Schweden, wenn auch nicht in Frieden, doch in eine Art Waffenstillstand zu setzen. Vergeblich machte Schwarzenberg hiergegen die dringendsten Vorstellungen. Bald sollte er auch aus anderen Anzeichen erkennen, daß der Kurfürst nur seiner eigenen Ueberlegung folgte. Unter Georg Wilhelm hatte der allmächtige Minister alle an den Kurfürsten gerichtete Schreiben erbrechen dürfen, Friedrich Wilhelm dagegen verordnete, daß ihm künftig solche Briefe zu eigener Eröffnung zugeschickt würden, wie er auch auf andere Weise die Vollmachten Schwarzenberg's beschränkte. Gleich darauf ging er einen großen Schritt weiter: er befahl, die Commandanten und Offiziere der Festungen, welche bis dahin durch ihren Eid dem Kaiser verpflichtet waren, für ihn allein zu vereidigen. Nur einer der Commandanten, Oberst von Burgsdorf in Küstrin, leistete dem Befehle ohne Weiteres Folge, die übrigen Offiziere erhoben Bedenken, weil die Truppen in des Kaisers Namen erworben waren.

Schwarzenberg mußte mehr und mehr erkennen, daß die Zeit seiner allmächtigen Herrschaft vorüber sei; im Aerger über alle diese Vorgänge und über die Berufung mehrerer seiner entschiedensten Gegner in den kurfürstlichen

Geheimen Rath ging er bereits mit dem Gedanken um, sein Amt niederzulegen. Er war in einem gereizten, halb krankhaften Zustande, als er einen heftigen Austritt mit mehreren Hauptleuten hatte, welche mit Ungestüm den rückständigen Sold für ihre Truppen verlangten. Kaum hatte er dieselben aus seiner eigenen Kasse befriedigt, so erhielt er ein vertrauliches Schreiben, welches ihm den nahe bevorstehenden Ausbruch der gänzlichen Ungnade des Kurfürsten in Aussicht stellte. Da ergriff ihn Fieberschauer, er mußte sich zu Bett legen und endete wenige Tage darauf (2. März 1641) durch einen Schlagfluß. Der Kurfürst ließ die Papiere des verdächtigen Mannes sofort versiegeln, aber es ist Nichts bekannt geworden, was den Verdacht einer Verrathung oder des Verraths bestätigt hätte. Verderblich ist jedoch sein Einfluß auf Georg Wilhelm und die Regierung der Marken sicherlich gewesen, und für die Pläne des jungen Kurfürsten war es ein Vortheil, daß der hindernde Einfluß des schlauen Schwarzenberg aus dem Wege geräumt war.

Bildung eines stehenden Heeres. Friedrich Wilhelm ging nun ohne Weiteres auf das Ziel los, sich ein eigenes stehendes Heer zu bilden. Die Obersten, welche sich weigerten, ihm allein den Eid zu leisten, wurden entfernt, ihre Regimenter dem Kaiser auf sein Verlangen überlassen, aus den übrigen aber drei Regimenter zu Fuß und noch eine Leibgarde, sowie 200 Mann reitender Garde gebildet. Diese in der Eile geschaffene Macht betrug im ersten Augenblicke nur 3000 Mann, aber es war die erste stehende Heeresmacht, welche statt der bisherigen Söldnertruppen in Brandenburg gebildet worden, und ist als der erste Kern und die eigentliche Grundlage des stehenden Heeres im preussischen Staate zu betrachten. So wurde der große Kurfürst gleich in seinem ersten Regierungsjahre der Schöpfer einer Einrichtung, welche nach und nach gekräftigt und gestärkt, einer der wichtigsten Grundpfeiler der preussischen Monarchie geworden ist.

Der Oberst Konrad von Burgsdorf, welcher sich zuerst dem Kurfürsten angeschlossen hatte, wurde zum Commandanten aller brandenburgischen Festungen, zum Befehlshaber der Leibgarde und zugleich zum obersten Kammerherrn ernannt: er war eine Zeit lang Friedrich Wilhelm's begünstigter Freund und Rathgeber, dauernden Einfluß vermochte er jedoch nicht zu gewinnen, da Friedrich Wilhelm in ihm mehr und mehr einen rohen und gewöhnlich denkenden Menschen erkannte.

Während so in den Marken die Macht der Regierung auf neuen, festeren Grundlagen wieder hergestellt wurde, hatte der Kurfürst große Schwierigkeiten zu überwinden, um von dem König von Polen die Belehnung in Preußen zu erhalten. Er mußte sich lästige Bedingungen, besonders gegen die freie Religionsübung der Reformirten, und hohe Geldforderungen gefallen lassen; doch fügte er sich einstweilen, in dem festen Vertrauen, daß sich bald Zeiten finden würden, wo er auch dort eine größere Selbstständigkeit erringen könne. Nachdem die Verhandlungen in Warschau zum erwünschten Ziel geführt hatten, ging er selbst dahin, leistete den Eid der Treue vor dem Throne des Königs von Polen und wurde von diesem mit Preußen belehnt (1641).

Friedrich Wilhelm's Verhalten bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges. Sowie der Kurfürst von dem Einfluß Schwarzenberg's befreit war, ging er entschiedener auf das Ziel los, sich mit den Schweden zu ver-

tragen. Er erlangte einen Waffenstillstand auf zwei Jahre; unterdessen sollten beide Theile behalten, was sie besaßen, die Schweden daher auch ganz Pommern und mehrere Festungen im Brandenburgischen und in der Laufig. Der Kaiser nahm die Kunde von diesem Waffenstillstande natürlich sehr übel auf, aber Friedrich Wilhelm wußte ihn zu beschwichtigen; er wies auf seine bedenkliche Lage hin und meinte, dem Kaiser selbst könne nicht mit Fürsten gedient sein, die am Ende von Land und Leuten verjagt würden. Dabei fuhr er fort, heimlich mit den Schweden über gänzlichen Frieden zu verhandeln, und gleichzeitig sein Heer bis auf 8000 Mann zu vermehren. Inzwischen wurde immer klarer, daß keine der beiden kriegführenden Parteien mächtig genug war, die andere ganz zu besiegen; Friedrich Wilhelm war hiermit ganz zufrieden, denn die Uebermacht Schwedens, ebenso wie die des Kaisers, wäre für die Selbstständigkeit seiner Staaten gefährlich geworden. Er suchte daher sich fürerst zwischen den beiden Theilen mit möglichst geringen Opfern zu halten, allmählig aber seine eigene Macht zu kräftigen, um im rechten Augenblicke das Seinige zur Entscheidung beitragen zu können. Er gab sich in den Verhandlungen keiner der Parteien ganz unbedingt hin; bei jedem Schritte berücksichtigte er genau alle Folgen nach beiden Seiten und suchte sich immer einen Rückweg offen zu halten. So hatte er sich nach und nach in die Lage zu setzen gewußt, aus den allgemeinen Friedensunterhandlungen den möglichsten Vortheil zu ziehen.

In ganz Deutschland war man des Krieges müde, und schon waren in Hamburg vorläufige Unterhandlungen eröffnet worden, welche aber erst fünfzehn Monate später in Münster und Osnabrück zu wirklichen Friedensverhandlungen führten. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm, dessen Länder fast ununterbrochen den Verheerungen der streitenden Heere ausgesetzt waren, beförderte durch seinen Einfluß die endliche Herbeiführung des Friedens. Er selbst richtete dabei sein Hauptaugenmerk auf die endliche sichere Erwerbung Pommerns.

Vermählung mit Luise Henriette von Dranien. Er hätte sich mit Schweden sehr leicht über Pommern geeinigt, wenn er nach des verstorbenen Gustav Adolph und nach seinem eigenen Wunsche die Hand der jungen Königin Christine erlangt hätte; durch die Vereinigung Schwedens mit Brandenburg, Pommern und Preußen wäre alsdann eine bedeutende gemeinsame Macht im Norden Europa's hergestellt worden. Aber jener Plan scheiterte an Christinen's Abneigung gegen jede Vermählung, an dem Eifer der Lutheraner in Schweden gegen den reformirten Kurfürsten und an Oxenstierna's Besorgnissen, welcher fürchtete, daß Friedrich Wilhelm in seinen deutschen Ländern residiren und Schweden nur als ein Nebenland behandeln würde. Ueberdies meinte der schwedische Kanzler, gewiß nicht mit Unrecht, daß des Kurfürsten selbstständiger und fester Charakter sich wenig mit der eigenwilligen Art der jungen Christine vertragen würde. So mußte denn Friedrich Wilhelm diesen Heirathsplan aufgeben. Seine Wahl fiel nun auf eine der lebenswürdigsten Fürstinnen aus einem der ruhmreichsten Häuser jener Zeit, auf Luise Henriette, die Tochter jenes Prinzen Friedrich von Nassau-Dranien, welchen unser Kurfürst bei seinem Aufenthalte in Holland kennen und verehren gelernt hatte. Auch die Prinzessin selbst, welche damals freilich

noch in sehr jugendlichem Alter stand, war demselben dort schon bekannt geworden. Ihre Schönheit, ihr reicher, hochgebildeter Geist und die Vortreflichkeit ihres Herzens zogen ihn eben so mächtig an, wie der Heldenruhm des edeln Hauses der Dranier und vielleicht auch die Aussicht auf die reiche Erbschaft, welche ihr möglicherweise zufallen konnte. Kaum war die Verlobung mit der hohen Braut vollzogen, als der Kurfürst die großartigsten Anstalten traf, um dieselbe mit allem fürstlichen Glanze einzuholen. Dreihundert Reiter und fünfhundert Musketiere wurden neu angeworben und prächtig ausgerüstet, um bei den Vermählungsfeierlichkeiten als fürstliche Leibwache zu glänzen. Besonders aber ließ der Kurfürst, um der jungen Braut den Abstand zwischen ihrem prächtigen Haag und der neuen Heimath nicht zu schmerzlich auffallen zu lassen, in Berlin so viel als möglich die Spuren der langjährigen Zerrüttung beseitigen und in aller Eile vielfache Verschönerungen ausführen, unter Anderem legte er den Grund zu der allmählig so berühmt gewordenen Lindenallee und ließ das Schloß mit neuem Glanze ausschmücken. Unter großer Pracht fand dann die Vermählung statt; die schöne Braut gewann durch ihr Erscheinen und holdes Wesen sofort Aller Herzen (1646).

Der westphälische Friede (1648). Durch diese Heirath wurde nun der Kurfürst den Schweden mehr entfremdet, und es kam daher bei den Friedensunterhandlungen zu den lebhaftesten Streitigkeiten über die Ansprüche auf Pommern. Der Kurfürst wollte sich sein altes unbestrittenes Recht auf ein Land, dessen Titel und Wappen seine Vorfahren schon lange geführt hatten, nicht nehmen lassen; er konnte sich ferner darauf stützen, daß die pommerischen Stände, welche den brandenburgischen Fürsten gehuldigt hatten, ausdrücklich verlangten, bei diesen auch zu verbleiben; endlich machte er geltend, daß es für das ganze deutsche Reich gefährlich wäre, wenn dort eine fremde Macht festen Fuß gewinne. Schweden aber setzte natürlich auch seinerseits Alles daran, sich in Pommern zu behaupten, und drang darauf, Brandenburg dafür anderweitig, besonders durch neue Besitzungen in Deutschland zu entschädigen. Der Kaiser und einige kleinere deutsche Fürsten, welche schon damals auf das hoch aufstrebende brandenburgische Haus eifersüchtig waren, unterstützten die Schweden in ihren Bestrebungen, und zuletzt mußte Friedrich Wilhelm seine Zustimmung dazu geben, daß ein großer Theil von Pommern bei Schweden verblieb, ihm aber anderweitige Entschädigung zu Theil wurde.

Schweden behielt ganz Vorpommern (den jetzigen Regierungsbezirk Stralsund und die Kreise Anclam und Demmin) nebst der Insel Rügen; außerdem noch Stettin, Garz, Gollnow, die Insel Wollin, das Haff und die Odermündungen. Diese Theile von Pommern hießen fortan Schwedisch-Pommern.

Der Kurfürst von Brandenburg erhielt:

- 1) das übrige **Hinterpommern** mit dem vormaligen Stifte **Cammin**; ferner aber als Entschädigung für den vorenthaltenen Theil von Pommern
- 2) das vormalige Bisthum **Halberstadt** nebst allen Rechten, Gebieten, weltlichen und geistlichen Gütern (die jetzigen Kreise **Halberstadt**, **Aschersleben** und **Dschersleben**);
- 3) das vormalige Bisthum **Minden** (die jetzigen Kreise **Minden**, **Lübbecke**);

- 4) die Anwartschaft auf das Erzstift **Magdeburg**, sobald der damalige Administrator mit Tode abgehen würde, was 1680 erfolgte (das Erzstift umfaßte die heutigen Kreise Magdeburg, Neuhaldensleben, Wolmirstädt, Jerichow I. und II. und Calbe; dagegen waren die Ämter Quersfurt, Bitterbogl, Dahme und Burg schon vorher an Kurachsen abgetreten, Burg kam 1687 an Brandenburg, die übrigen Gebiete erst 1815).

Der Kurfürst von Brandenburg führte fortan auch die Titel: Herzog von Pommern, Herzog von Magdeburg, Fürst von Halberstadt und von Minden.

Die dem Kurfürsten bewilligte Entschädigung war, was den Flächenraum und die Schönheit des Landes betrifft, bedeutender, als der Verlust in Pommern; denn für 160 Quadratmeilen des pommerischen Landes erhielt der Kurfürst 200 Quadratmeilen schönen, wohlangebauten und reichbevölkerten Bodens. Auch waren die heftigsten Gegner Brandenburgs sehr unzufrieden mit dieser, wie es schien, überreichen Entschädigung. Aber der Kurfürst selbst konnte den Verlust von Pommern nicht so leicht verschmerzen. Unter allen brandenburgischen Fürsten war er nämlich derjenige, welcher am entschiedensten zur Gründung einer Seemacht hinneigte. Seine derartigen Jugendträume waren durch den Aufenthalt in Holland neu belebt und gestärkt worden: deshalb schien ihm der Besitz der pommerischen Seeküste doppelt wichtig. Später freilich hat man erkannt, wie bedeutsam für Preußen die Erwerbung jener schönen Länder im Innern von Deutschland war, durch welche Brandenburg mit den mittleren deutschen Staaten in immer engere und folgenreichere Berührung kam.

Neben der Sorge für seine eigenen Staaten versäumte der Kurfürst nicht, der Sache der Protestanten bei dem großen Friedensschlusse seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, besonders war es seinen eifrigen Bemühungen zu danken, daß den Reformirten dieselben Vortheile, wie den augsbургischen Confessionsverwandten eingeräumt wurden. Durch den westphälischen Frieden wurde festgesetzt, daß in allen bürgerlichen Verhältnissen beide Religionsparteien vollkommene Gleichheit genießen sollten, außer in den kaiserlichen Erblanden, auf welche die Wohlthat der Glaubensfreiheit nicht ausgedehnt wurde. Nur Schlesien wurde ein kümmerlicher Schein derselben zu Theil.

Am **24. September 1648** wurde die Urkunde des westphälischen Friedens zu Münster unterzeichnet. Von hier an beginnt für Preußen, wie für ganz Deutschland, eine neue Entwicklung.

21. Friedrich Wilhelm's Streben und Trachten in der Landesregierung.

Friedrich Wilhelm's großes Ziel. Durch den Ausgang der Friedensunterhandlungen sah das brandenburgische Haus seinen Länderbesitz erweitert: die wichtigsten Erwerbungen erhielten jedoch erst dadurch den rechten Werth, daß der Fürst, welcher damals auf dem brandenburgischen Throne saß, von dem Streben befeelt war, seinem Staate und Volke eine erhöhte Bildung zu erringen. Friedrich Wilhelm war der erste brandenburgische

Fürst, welcher mit klarem Bewußtsein das oben angedeutete Ziel verfolgte, einen selbstständigen mächtigen Staat zu gründen; die meisten seiner Vorgänger hatten das Ihrige dazu beigetragen, die Grenzen des Staates zu erweitern und das kurfürstliche Ansehen zu erhöhen, aber keiner von ihnen hatte sich zu dem Gedanken aufgeschwungen, die brandenburgische Macht, unabhängig von der Stellung zum deutschen Reiche, zu einer Weltmacht zu erheben, welche unter den großen Staaten Europa's eine einflußreiche Rolle spielen sollte. Alle Regierungsschritte des großen Kurfürsten dagegen gingen von jenem Grundgedanken aus, einen selbstständigen und kräftigen Staat zu bilden: alle Theile seiner segensreichen Thätigkeit standen damit in genauer Verbindung. Vor Allem mußte er, um jenen Zweck zu erreichen, sich ein tüchtiges Heer zu bilden suchen; um dies aber durchführen zu können, wollte er in seinen Ländern erst frei verfügen und die nöthigen Steuern erheben, ohne sich durch den Widerspruch der Stände hindern zu lassen. Damit aber das Land unter den großen Opfern für die Kriegskosten nicht erliegen sollte, mußte endlich Ordnung in die Verwaltung gebracht und für das neue Erblühen des Landbaues und aller Gewerbe gesorgt werden. Diese Grundgedanken muß man festhalten, um den inneren Zusammenhang seiner ganzen Thätigkeit recht zu erkennen und zu würdigen.

Weiterbildung des stehenden Heeres; die Accise. Mit der Bildung eines stehenden Heeres hatte Friedrich Wilhelm den Anfang gemacht; schon im Jahre 1646 war seine Mannschaft bis auf 8000 Mann erhöht. Große Schwierigkeiten machten ihm in dieser Beziehung die preussischen Stände; denn sie wollten weder das nöthige Geld zu eigenen Truppenwerbungen aufbringen, noch auch leiden, daß er brandenburgische Kriegseute in ihr Land brächte, und doch erfüllte der Adel seine Dienstpflicht so schlecht, daß bei einer Truppenmusterung im Jahre 1640 von 1425 Rittersdiensten nur 853 wirklich gestellt wurden und von 1845 zur Landmiliz Verpflichteten gar nur 200 kamen. Zuletzt griff der Kurfürst auch dort durch und legte statt der Kriegsdienste Steuern zur Bezahlung geworbener Soldaten auf. Im Jahre 1651 konnte er schon 16,000 Mann ins Feld führen, und beim Kriege zwischen Schweden und Polen im Jahre 1655 erschien er mit 26,000 Mann und 72 Geschützen.

Der General von Sparr war zuerst der vornehmste Offizier dieser neu-geschaffenen Armee, bald erhielt dieselbe einen noch ausgezeichneteren Befehlshaber in dem berühmten Feldmarschall von Derfflinger.

Der Unterhalt des Heeres, wie die Wiederherstellung alter und Errichtung neuer Festungen erforderte natürlich einen ungemein großen Kostenaufwand, welchen das verarmte Land schwer aufzubringen vermochte. Der Kurfürst mußte auf Mittel denken, sein Heer zu erhalten, ohne das Land zu drückend zu belasten. Von dem freien Willen der Stände waren ausreichende Bewilligungen nicht zu erwarten: nur die Kurmark verstand sich im Jahre 1641 zur Aufbringung von 150,000 Thalern, was freilich schon damals nicht genügte, wie viel weniger, als das Heer bedeutend vermehrt wurde. Als der Kurfürst später seine Forderungen erneuerte und erhöhte, erwiderten ihm die Stände, er sollte das Heer entlassen und nur zur Bewachung der Landesfestungen die nöthigen Compagnien beibehalten. Friedrich Wilhelm aber

überzeugt von der Nothwendigkeit eines stehenden Heeres für das Ansehen Brandenburgs und den Schutz Deutschlands, versetzte, er habe nun einmal die Behauptung seines Landes und Staates in die Waffen gesetzt, er wolle und müsse in Kriegsbereitschaft bleiben, denn von allen Seiten drohe ihm Gefahr, ohne Sicherheit des Landes sei an keine Wohlfahrt zu denken, und seinem entschiedenen Willen mußten sich denn die Stände fügen. Die Aufbringung des Geldes nach der bisherigen Vertheilungsart war aber in dem erschöpften Lande sehr drückend; der Kurfürst sah keinen Ausweg, als es mit einer neuen Art Steuer zu versuchen. Nach dem Beispiele von Holland schlug er eine Steuer auf alle inländische und ausländische Waare vor, eine sogenannte Verbrauchsteuer oder Accise, welche auf alle im Lande verbrauchten Waaren gelegt werden sollte. Hierdurch mußten alle Landbewohner beim Einkaufe der Waaren, die dadurch unmerklich theurer wurden, mit zu den Steuern beitragen, und es hatten nicht mehr die Besitzer von Grundstücken allein die ganze Last der Abgaben zu tragen.

Die neue Einrichtung konnte aber nicht ohne den größten Widerspruch zur Geltung gebracht werden: besonders war es der Adel, welcher sich in seinen alten Steuerprivilegien dadurch beeinträchtigt fand, wogegen die Städte sich bald mit der Absicht des Fürsten einverstanden erklärten, sie flehten ihn als ihren liebsten Landesvater an, so viel tausend nach Linderung seufzende Seelen in Städten und Dörfern zu erhören, und die Verbrauchssteuer allgemein im Lande einzuführen. Wegen des Widerspruches der Ritterschaft beschränkte sich jedoch der Kurfürst zunächst darauf, den Städten allein diese Neuerung zu bewilligen. In Berlin wurde der Anfang damit gemacht, die anderen Städte folgten, und in Kurzem zeigten sich die Segnungen der neuen Einrichtung, indem viele arme Grundbesitzer dadurch sehr erleichtert wurden. Da nicht mehr auf den Grundstücken allein die ganze Last der Auflagen ruhte, so wurden wieder Häuser gebaut, und in wenigen Jahren kamen die Städte von Neuem in einen besseren Zustand. Die zur Erhaltung der Truppen nothwendige Geldsumme wurde mit Leichtigkeit aufgebracht, und bald veranlaßte der glückliche Erfolg der neuen Steuer, daß sie auch in anderen Provinzen eingeführt wurde*).

Erhöhung des Ansehens der fürstlichen Gewalt; Schwächung der Stände. Da nun die neue Steuereinrichtung ganz ohne den Beistand und gegen den Willen der Ritterschaft durchgeführt wurde und die Städte allein die neuen Bedürfnisse aufbrachten, so verloren die Stände natürlich an ihrem bisherigen Einfluß. Dieser beruhte eben darauf, daß der Fürst bis dahin der Stände bedurft hatte, um die nöthigen Geldebewilligungen zu erlangen; jetzt hatten sie diesen Einfluß selbst aus den Händen gegeben, und so kam es, daß die Ritterschaft fortan in den allgemeinen Landesangelegenheiten immer weniger mitzusprechen hatte. Die fürstliche Gewalt wuchs daher durch die neue Art der Besteuerung; der Fürst kam mehr und mehr in den alleinigen Besitz der allgemeinen Landesregierung und brauchte nach dem Willen der Stände nicht mehr viel zu fragen. Das war auch ganz den Ansichten und Ueberzeugungen des großen Kurfürsten entsprechend;

*) Ranke, neun Bücher preuß. Geschichte. I. S. 57 ff.

denn er hielt dafür, daß der Fürst Regierungsrechte habe, welche er mit Niemandem theilen dürfe, weil die einzelnen Stände doch nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht seien. Der Fürst allein habe die Gesamtheit der Unterthanen und das Gesamtwohl im Auge, zu dessen Förderung er ganz freie Hand behalten müsse. In solchen Ansichten wurde Friedrich Wilhelm für seine Person durch das Bewußtsein des aufrichtigsten Strebens für das Heil des Landes bestärkt. Ihm lag wirklich das Emporkommen seines ganzen Volkes immerdar am Herzen, und es gab keinen Zweig der öffentlichen Gewerthätigkeit, für den er nicht treulich Sorge getragen hätte.

Landesväterliche Sorge. Um den Ertrag der landesherrlichen Güter, welche durch den Krieg in tiefen Verfall gerathen waren, zu vermehren, ließ er alle Domainenämter bereisen, alle Verhältnisse genau erforschen, und feststellen, wie viel jedes Gut bei sorgfältiger Bewirthschaftung bringen müsse, und um wie viel demnach die Pacht erhöht werden könne. Ebenso wurden die Abgaben aller anderen Güter, der Ertrag der Zölle, Wegegelder, Fähren, Jagdnutzungen, Mühlengefälle und dergleichen neu berechnet und, wo es thunlich war, erhöht. Der Fürst selbst bereiste die verschiedenen Landestheile, um überall mit eigenen Augen zu sehen, und erhielt so eine genaue Kenntniß aller Verhältnisse im Lande.

Da in den Dörfern in Folge des Krieges viele Stellen nicht besetzt und bebaut waren, so suchte er von allen Seiten Leute herbeizuziehen, welche diese verlassenen Stellen annähmen und bebauten, wozu er sie durch große Begünstigungen aufmunterte. Besonders vortheilhaft war es für die Mark, daß er viele Bauernfamilien aus den Niederlanden und selbst Schweizer ins Land zog, welche an den Ufern der Havel, sowie in den Niederungen der Ober, der Warthe und der Neze das Beispiel besserer Bodenbearbeitung und Viehzucht gaben. Auch die Hebung der Gartenkunst, welche er in Holland in schöner Blüthe kennen gelernt, ließ er sich angelegen sein; er wollte, daß jeder Bauer bei seinem Hause einen Garten anlege, und keiner sollte heirathen, wenn er nicht vorher wenigstens sechs Obstbäume gepflanzt und sechs Eichen angepflanzt hätte.

Für Gewerbe, Fabrikation und Handel war er nicht minder thätig: er förderte die Gewerthätigkeit durch Errichtung von Musteranstalten, durch Anlegung von Straßen und Canälen, wie des großen Friedrich-Wilhelms-Canals, welcher die Ober mit der Spree und dadurch mit der Havel und Elbe verbindet. Eine der wichtigsten Einrichtungen für den Handel war die Einführung der Posten, welche schon Johann Sigismund begonnen hatte, welche aber vom großen Kurfürsten mehrfach verbessert, erweitert und auf alle Landestheile ausgedehnt wurde. Von Danzig über Königsberg nach Memel, von Königsberg nach Warschau und von Berlin über Magdeburg nach Cleve wurden Reitposten eingerichtet, welche den Verkehr zwischen den verschiedenen Landestheilen sehr beförderten. Der Graf von Thurn und Taxis, welcher im deutschen Reiche das Privilegium zu Posteinrichtungen hatte, wollte den Kurfürst in seinen selbstständigen Unternehmungen hindern, doch war dieser nicht der Mann, solchen Widerspruch zu beachten.

Endlich richtete der treffliche Fürst von vornherein sein Augenmerk auch auf die Pflege der geistigen Bildung seines Volkes, auf die Förderung der

Schulen, der Wissenschaft und Kunst. Nicht blos die Universität Frankfurt hatte sich seiner vielfachen Gunst und Unterstützung zu erfreuen, er gründete in Duisburg eine neue Hochschule und sorgte überall für die Wiederherstellung der niederen und höheren Schulanstalten, zu welchem er eine besondere Commission ernannte. Auch legte er durch die Erwerbung einer ansehnlichen Büchersammlung den Grund zu der großen Königl. Bibliothek in Berlin. Selbst die Künste erfuhren bald mehrfache Unterstützung, wiewohl hierin wegen Mangels an Geld fürerst nicht sehr Großes geschehen konnte. Nur die Baukunst wurde von Anfang an auf alle Weise gefördert, was zum Theil mit der Prachtliebe des Kurfürsten zusammenhing. Zwar in seinen persönlichen Neigungen und häuslichen Gewohnheiten war er sehr einfach: er scheut sich nicht, wenn er allein über den Markt geht, ein Paar Nachtigallen, die man feilbietet, zu kaufen, denn er liebt Singvögel in seinen Gemächern; in seinem Küchengarten pflanzt er selbst die aus der Fremde gebrachten Reiser, in Potsdam hilft er die Trauben lesen und die jungen Karpfen fischen. Aber, wo er als Fürst auftritt, da muß Alles großartig sein, damit sein junger Staat in der Achtung der großen Welt, die einmal auf das Aeußere viel Werth legt, nicht etwa gering dastehet. Er hält daher auf einen gewissen Glanz in der äußeren Erscheinung, verschreibt trotz der Geldnoth, in der er sich oft befindet, für seine Gemahlin den köstlichsten Schmuck aus Paris oder Amsterdam; er nimmt es übel, wenn ihn Jemand an die Kosten erinnert. Auch seine Gesandten müssen überall mit der größten Pracht auftreten und dürfen keinem anderen nachstehen; denn an den Höfen besonders hing die Geltung vielfach vom äußeren Glanze ab*).

Friedrich Wilhelm's Lebens- und Denkungsweise. In Allem, was wir von der vielseitigen Thätigkeit seiner Regierung hier zu rühmen haben, war der Kurfürst selbst die eigentliche Seele und der leitende und belebende Geist. Wie er schon in seiner Jugend den Sitzungen des geheimen Rathes mit Fleiß und Eifer beigewohnt, so fuhr er bis in die spätesten Lebensjahre in unverdrossener Arbeitsamkeit fort. Unter den empfindlichsten Sichtscherzen sah man ihn stundenlang sitzen und die eingegangenen Briefe mit den Secretairen durcharbeiten, um sich von Allem selbst zu unterrichten. Dann gab es wohl einiges Geheimere, was er sich allein vorbehielt, aber das Meiste ward doch in eigentliche Berathung gezogen: Friedrich galt für einen der besten Köpfe von Europa, von tiefen Gedanken und reifer Erfahrung, doch ist es öfter vorgekommen, daß er eine Meinung, die er bereits ergriffen, im versammelten Rathe wieder fallen ließ, wenn er sich überzeugte, daß eine andere besser sei. Man verglich sein Urtheil mit dem Neigen der Zunge in der Waage: nach der Seite hin, wohin das Uebergewicht der Gründe fiel, dahin ging auch seine Entscheidung. Seine Grundsätze waren: wohl überlegen, rasch ausführen. Was ihm eine geistige Ueberlegenheit über Alle gab, mit denen er in Berührung kam, war, daß er sich in jedem Augenblicke seiner erhabenen Stellung, seiner hohen Pflichten und seines reinen Willens bewußt war. Sein ganzes Streben hatte etwas Großartiges, Heroisches. Dabei war der innerste Kern seines thatkräftigen Lebens die Religion, der innige

*) Ranke a. a. D. S. 71.

Glaube. In Augenblicken der Noth und Gefahr, wo Gründe und Gegenstände der Politik nicht mehr ausreichten, in den schlaflosen Nächten, die dann folgen, fleht er zu Gott, ihn finden zu lassen, was das Beste sei, und an dem, was ihm dann eingeleuchtet, hält er als von Gott eingegeben fest.

Sein vertrautester Rathgeber war während des größten Theiles seiner Regierung Otto von Schwerin, welcher als erster Minister die Stelle des ehemaligen Kanzlers mit dem Titel eines Oberpräsidenten und dem höchsten Range unter allen Beamten einnahm. In militärischen Dingen aber erhielt er an dem berühmten Derfflinger eine wackere Stütze. Bei diesem, als dem ersten berühmteren preussischen Generale, wollen wir hier einen Augenblick verweilen.

Derfflinger kam als armer Schneidergesell in seinem sechszehnten Jahre aus der Lehre und wollte von Tangermünde über die Elbe seinen Weg nach Berlin nehmen, die Schiffer aber wiesen ihn zurück, weil er kein Geld hatte, die Ueberfahrt zu bezahlen. Traurig am Ufer stehend sah er, daß viele Leute unentgeltlich übergesetzt wurden; er fragte, was das für Leute seien, und erhielt zur Antwort: Kriegersleute, die kämen überall frei durch. Da meinte Derfflinger, so wäre es ja besser, in der Welt ein Kriegermann zu sein, als ein Schneider, warf unwillig sein Bündel mit dem Handwerkszeuge in den Strom und ließ sich auf der Stelle als Reiter anwerben. Wo er zuerst Kriegsdienste genommen, ist unbekannt: später trat er in sächsische Dienste, wo er, durch Muth und gutes Verhalten ausgezeichnet, bald zum Offizier befördert wurde. Er begab sich im Jahre 1631 unter Gustav Adolph's Fahnen, und seine Tüchtigkeit muß sich dort glänzend bewährt haben, denn schon im Jahre 1635 finden wir ihn als schwedischen Obristlieutenant erwähnt. Er wohnte allen wichtigen Kriegsthaten der Schweden bis zum westphälischen Frieden bei; dann wurde er mit dem größten Theile des schwedischen Heeres mit reicher Belohnung entlassen. Seitdem lebte er in der Mark, wo er sich verheirathet hatte. Bald sollte er seinem neuen Vaterlande als Feldherr große Dienste leisten.

Der Kurfürst bedurfte, als zwischen Schweden und Polen Krieg ausbrach, eines tüchtigen Anführers seiner Truppen, und trat mit Derfflinger in Unterhandlung; dieser stellte seine Bedingungen sehr hoch, wurde aber mit dem Fürsten einig und trat im Jahre 1655 als Generalwachtmeister in brandenburgische Dienste: seine alte Bekanntschaft unter dem Kriegsvolke, das ehemals unter den Schweden gedient, verschaffte dem Kurfürsten viele tüchtige Offiziere, sein Name, wie seine kundige Thätigkeit förderten die Werbungen, und seine Anordnungen trugen viel zur Ausbildung der jungen Kriegsmacht bei, deren Stärke, Ordnung und Ausrüstung bald alle Welt in Erstaunen setzte. In den folgenden Kriegen zeichnete er sich besonders als trefflicher Reitergeneral überall höchst vortheilhaft aus, und schon im Jahre 1657 wurde er mit großer Anerkennung seiner Dienste und Fähigkeiten zum Generallieutenant der Reiterei ernannt, bald darauf zum Geheimen Kriegsrathe, in welcher Eigenschaft er die Leitung des gesammten Kriegswesens erhielt. Im Jahre 1670 aber wurde ihm wegen seiner großen Verdienste um das Heer die höchste Würde in demselben zu Theil; er wurde zum Feldmarschall ernannt. Wiewohl er wegen seines eigensinnigen, störrigen Wesens dem

Kurfürsten manche Unannehmlichkeit und Schwierigkeit bereitete, und einmal sogar in Ungnade auf seine Güter verwiesen wurde, so mochte ihn doch Friedrich Wilhelm bei der Kriegsführung nicht gern entbehren, sah ihm Vieles nach und wirkte ihm sogar beim Kaiser die Würde eines Reichsfreiherrn aus.

In allen Kriegen, welche der Kurfürst führte, war Derfflinger sein treuer Feldherr: wir werden ihn bei allen großen Kriegsthaten, besonders in der Schlacht von Fehrbellin noch rühmend erwähnen müssen. Selbst im Alter von 72 Jahren übernahm er auf seines Fürsten Wunsch noch einmal die Anführung im Schwedenkriege, und zeichnete sich da noch mit altgewohnter Tapferkeit und mit allem Feuer persönlichen Muthes aus, immer voran in Gefahr und Kampf, als Greis noch wie ein Jüngling in den Waffen. Er überlebte den großen Kurfürsten und zog auch unter dessen Sohne noch einmal gegen die Franzosen mit ins Feld, dann kehrte er im Jahre 1690 nach Berlin zurück, um fernerhin ganz der Ruhe zu leben.

Der Unternehmungsgeist, die Schnelligkeit und Kühnheit, welche im Reiterdienste vor Allem nöthig sind, bilden die Grundzüge von Derfflinger's Charakter als Kriegsmann; die Reiterei war seine Waffe, ihr blieb er durch sein ganzes Leben, vom Gemeinen bis zum Feldmarschalle treu. Die Truppen liebten ihn und folgten mit Vertrauen seiner Anführung. Er hatte mit ihnen eine leutselige und freigebige Art. Seine Kriegskennntniß und Waffenkunde verdankte er bloß der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung; denn Gelehrsamkeit und Studium blieben ihm durchaus fremd, und sein Mangel an Schulunterricht kam oftmals in lustigen Mißverständnissen zu Tage. Ein Rittmeister, den er auf Erkundigungen ausgeschiedt, setzte auf den Rapportzettel vor das Datum das Wort Raptim, d. h. in Eile. Derfflinger meinte, das sei ein Ortsname, und nachdem er lange auf der Karte danach gesucht, sagte er: „Ich habe den Rittmeister nach Neudorf beordert und der Teufel hat ihn nach Raptim geführt.“ Endlich darüber aufgeklärt, es sei ein lateinisches Wort und bedeute „in Eile,“ rief er: „Ei so hätte der Narr mögen auf gut Deutsch hinschreiben „in Eil,“ und ich hätte mir eine gute halbe Stunde unnützen Suchens erspart.“ Von Natur Biedermann und heiteren Sinnes, scheint er eine gewisse Verbhheit und Laune glücklich vereint zu haben.

Natürlich fehlte es nicht an Neidern und Feinden, welche ihm auch seine dunkle Herkunft zum Vorwurfe machten; aber Derfflinger war nicht der Mann, so etwas geduldig zu ertragen. Als ein französischer Gesandter einst die Unverschämtheit hatte, den Kurfürsten bei der Tafel zu fragen, ob es wahr sei, daß er einen General in Diensten habe, der ein Schneider gewesen? trat Derfflinger sogleich selber auf, und flammende Blicke auf den Franzosen werfend, rief er: „Hier ist der Mann, von dem das gesagt wird; hier aber (auf den Degen schlagend) ist die Elle, mit der ich die Hundsfötter nach der Länge und Breite messe.“ Derfflinger schämte sich der Erinnerung seiner früheren Lebensjahre keineswegs, nur vorwerfen sollte sie ihm keiner, er selbst rief manchen Zug seiner Vergangenheit gern auf heitere Weise zurück. Als er noch gemeiner Dragoner war, erzählte man, konnte er eines Nachts nicht schlafen, sondern warf sich unruhig auf der Streu hin und her, wodurch sein Zeltkamerad gleichfalls am Schläfe gehindert blieb, und ihn scheltend fragte, warum er so unruhig sei? Derfflinger antwortete, er könne nicht schlafen,

weil ihn der Gedanke quäle, ob er wohl in der Welt noch ein General werden möchte. „Ach was!“ rief der Andere, „lieg und schlaf! ein Lumpenhund magst Du wohl noch werden, aber kein General!“ Dreißig Jahre nachher, als er schon Feldmarschall war, kam er in ein Städtchen, wo der Name des Bürgermeisters ihn an jenen Kameraden erinnerte. Er fuhr sogleich vor dessen Wohnung, und als derselbe eiligst mit der Mütze in der Hand hervorstürzte, rief Derfflinger, ihn auf den ersten Blick wiedererkennend, mit starker Stimme: „Kamerad, kennen wir uns wohl noch?“ — „Ja,“ erwiderte der Bürgermeister mit Zögern. — „Und wie ist's mit der Prophezeiung geworden?“ fuhr Derfflinger fort, indem er ihm die Worte jener Nacht zurückrief. Der Bürgermeister entschuldigte sich, nach so langer Zeit könne er sich der Worte, die er damals gebraucht, so genau nicht mehr erinnern, bäte aber um Verzeihung, wenn unter ihnen als Zeltkameraden damals so Etwas vorgekommen. „Wenn's einmal Lumpenhund sein muß,“ rief Derfflinger, „so mag's drum sein; aber wer ist denn nun der größte geworden, ich oder Du?“ Der Bürgermeister wußte sich in seiner Verwirrung kaum zu fassen, der Feldmarschall aber sprang aus dem Wagen, umarmte ihn brüderlich, klopfte ihm auf die Schultern und sagte, ob er was Gutes zu essen habe? Jener antwortete: Schinken, geräucherte Würste, Fische und Krebse habe er im Hause. „Und ich,“ sagte Derfflinger, „habe guten Rheinwein bei mir.“ Und so gingen sie zusammen hinein, aßen und tranken vergnügt mit einander und unterhielten sich mit alten Schnurren und Streichen aus jener frühen Zeit.

Derfflinger lebte seine letzten Jahre im Schooße seiner Familie, jeder Sorge enthoben, in stillem Frieden. Man erzählt, daß er einst an der Wiege des Kurprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm des Ersten, stand, ganz in Betrachtung versenkt. Der Kurfürst fragte ihn: „Nun, alter Derfflinger, was denkst Er denn so nach?“ Der Feldmarschall fuhr auf, war zuerst etwas verlegen, faßte sich aber gleich und sagte mit munterer Geradheit: „Indem ich den Prinzen ansah, dachte ich mir und sagte im Stillen zu ihm: Dein Großvater hat mich gehudelt, Dein Vater hat mich gehudelt, aber Du wirst mich wohl ungehudelt lassen.“ Der Kurfürst lachte und ließ es gut sein. Derfflinger war übrigens ein Mann von aufrichtiger Frömmigkeit, der protestantischen Glaubenslehre eifrig ergeben: er ließ sich in seinen letzten Lebensjahren aus dem trefflichen Erbauungsbuche Johann Arnd's „wahres Christenthum“ fleißig vorlesen. An Altersschwäche starb er am 4. Februar 1695 im neunzigsten Lebensjahre.

22. Der schwedisch-polnische Krieg; das Herzogthum Preußen wird unabhängig von Polen.

Ausbruch des schwedisch-polnischen Krieges; des Kurfürsten Politik. Das Heer, welches Friedrich Wilhelm mit Anstrengung aller Kräfte seines Landes gebildet und vermehrt hatte, fand sehr bald Gelegenheit, seine Tüchtigkeit zu erproben: im Jahre 1654 brach ein Krieg zwischen Schweden und Polen aus, welcher für den großen Kurfürsten nicht gleichgültig bleiben konnte, vielmehr auf das Schicksal seiner Staaten einen großen Einfluß übte. Der Klugheit und Umsicht, womit Friedrich Wilhelm sich während dieses

Krieges benahm, sollte es gelingen, die Lehensabhängigkeit seiner preussischen Länder von Polen zu zerreißen und Preußen zu einem unabhängigen Herzogthume zu machen.

Der König Johann Kasimir von Polen, welcher, wie die schwedischen Fürsten, aus dem Hause Wasa stammte, machte Ansprüche auf die Krone Schwedens, da Christine, die Tochter Gustav Adolph's, sich nicht vermählt hatte und daher kein unmittelbarer Thronerbe vorhanden war. Die nächsten Ansprüche hatte ihr Vetter (der Sohn einer Schwester Gustav Adolph's) Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken; Johann Kasimir aber gedachte bei Erledigung des schwedischen Thrones denselben ohne Weiteres in Besitz zu nehmen und nannte sich schon im voraus „König von Schweden.“ Vergeblich bot ihm Christine 400,000 Thaler, wenn er seinen Ansprüchen entsagen wollte; er erwiderte, die Krone sei ihm nicht feil. Als nun Christine, um zur katholischen Religion überzutreten und in Rom ihr Leben zu beschließen, die Krone niederlegte, und ihr Vetter, der entschlossene, feurige, heldenmüthige Karl Gustav, den schwedischen Thron bestieg, da versicherte Johann Kasimir von Polen, er werde die Krone Schwedens nimmermehr an ein fremdes Haus kommen lassen. Christine aber antwortete mit Hinweisung auf das tapfere schwedische Heer: „Mein Vetter wird sein Recht auf die Krone mit dreißigtausend Zeugen beweisen.“

Karl Gustav war in der That nicht der Mann, sich von einem Schwächling, als welcher sich Johann Kasimir trotz aller Großprahlerei erwies, den erworbenen Thron wieder streitig machen zu lassen. Er war ein Kriegsheld, wie es wenige gegeben; kühn in seinen Unternehmungen, unermüdetlich in deren Ausführung, tapfer bis zur Verwegenheit. Er rüstete sich, um Christinen's Wort gegen Polen wahr zu machen, aber seine Pläne gingen noch weiter: er gedachte die Ostseeküste seiner Herrschaft zu unterwerfen und ganz Polen zu erobern. Um diesem Ziele zuversichtlicher entgegenzugehen, bewarb er sich um den Beistand des Kurfürsten Friedrich Wilhelm und verlangte von ihm die Einräumung der preussischen Seehäfen, wogegen die Lehensherrschaft Polens über Preußen aufgehoben werden sollte.

Friedrich Wilhelm erkannte zwar sogleich, wie günstig die Gelegenheit war, die Unabhängigkeit in Preußen und vielleicht selbst eine Gebietsvergrößerung zu erwerben, aber er gedachte erst vorsichtig abzuwägen, von welcher Seite ihm solche Vortheile am leichtesten und sichersten zufallen könnten, ob durch ein Bündniß mit Schweden oder mit Polen. Er gab sich daher nicht ohne Weiteres den verlockenden Besprechungen Karl Gustav's hin; zuerst ließ er durch Gesandte in Wien, Paris, London, im Haag, in Kopenhagen erforschen, ob dieser auf die Unterstützung der übrigen Mächte rechnen könnte, wobei er sich überzeugte, daß außer Frankreich alle Staaten gegen die Absichten der Schweden waren. Er selbst konnte keine große Neigung haben, die um sich greifende Macht der Nordländer zu vergrößern; denn er wußte ja, daß ihr Streben auch auf den Besitz von Pommern gerichtet war. Schwedens Verbündeter wollte er deshalb nicht werden; aber eben so wenig mochte er geradegu für Polen kämpfen, weil es ihm andererseits nur erwünscht sein konnte, wenn der König von Polen geschwächt würde, und weil er dort auf Dank eben so wenig rechnen durfte. Es schien ihm das Beste, weder Schweden

noch Polen zu unterstützen, wohl aber sich so zu verhalten, daß beide Parteien sich immer um seine Gunst bewerben mußten. Vor Allem war er darauf bedacht, sich tüchtig zu rüsten, um als kampfbereite Mittelmacht zwischen den beiden kriegsführenden Staaten zu stehen. Die geheimen Unterhandlungen mit Karl Gustav brach er zwar nicht ganz ab, doch stellte er für die verlangte Hülfe so hohe Forderungen, daß es zu einem Bündnisse nicht kommen konnte.

Unterdeß war ein schwedisches Heer durch Pommern und die Neumark in Groß-Polen eingedrungen, und Karl Gustav selbst war in Wolgast gelandet, über Stettin nach Polen vorgerückt und hatte Warschau ohne Widerstand nehmen können. Siegreich rückte er nach Krakau vor, während auch Litthauen und Masovien sich in der Schweden Schutz begaben. Als so die schwedischen Waffen immer größere Vortheile errangen, gerieth der Kurfürst Friedrich Wilhelm in Besorgniß und knüpfte die Verhandlungen mit Karl Gustav wieder an; aber dieser war jetzt zur Nachgiebigkeit wenig geneigt, wurde immer kälter und brach endlich die Unterhandlungen ganz ab. Da zog der Kurfürst selbst mit 27,000 Mann nach Preußen, um sein Land gegen das weitere Vorgehen der Schweden zu schützen, und knüpfte sofort Verbindungen mit den Ständen des polnischen Westpreußens an. Man vereinigte sich zu gegenseitigem Schutze, und Friedrich hielt im Purpurgewande auf einem weißen Pferde seinen glänzenden Einzug in Marienburg, wo er als Retter von der Gewalt der Schweden empfangen wurde. Karl Gustav aber wandte sich nun schleunigst nach Preußen, drang gegen den Kurfürsten vor und verfolgte dessen Truppen bis vor Königsberg. Friedrich Wilhelm, von den Preußen schlecht unterstützt, wollte es jetzt nicht aufs Aeußerste kommen lassen und bequeme sich zu einem Vertrage zu Königsberg, durch welchen er das Herzogthum Preußen von der Krone Schweden eben so zu Lehen erhielt, wie bisher von Polen, außerdem aber noch das Bisthum Ermeland, wogegen er 1500 Mann für Schweden stellen mußte (1656).

Vertrag zu Marienburg mit Schweden; Schlacht bei Warschau; Belauer Vertrag. Inzwischen war in Polen eine Wendung der Dinge zu Ungunsten Karl Gustav's eingetreten; zwar hielt sich der schwache und feige König Johann Kasimir selbst flüchtig in Schlesien auf, aber sein Volk hatte sich überall erhoben, um das schwedische Joch wieder abzuschütteln. Bald war ganz Polen in Aufstand und ein polnisches Heer rückte wieder muthig gegen Karl Gustav vor. Das gab dem klugen Kurfürsten Friedrich Wilhelm Gelegenheit, sein Verhältniß zu Schweden wieder günstiger zu gestalten, und aus der Bedrängniß der Schweden neue Vortheile zu ziehen. Karl Gustav wandte jetzt Alles an, um ihn zu einem Bündnisse zu bestimmen; je mehr der Aufstand in Polen sich verbreitete, desto mehr lag ihm daran, den Kurfürsten ganz für sich zu gewinnen, welcher jedoch bei den veränderten Umständen sich nur für sehr günstige Bedingungen dazu verstehen wollte. Zu Marienburg kam es daher im Juni 1656 zum Abschlusse eines Bundes, in welchem Friedrich Wilhelm für die versprochene Hülfe die Palatinate Kalisch und Posen zugesichert wurden. Die beiden Mächte verpflichteten sich zur gemeinschaftlichen Bekämpfung Johann Kasimir's: in Polen sollte Karl Gustav, in Preußen Friedrich Wilhelm den Oberbefehl führen. Vergeblich erließ der König von Polen selbst Abmahnungen und Drohungen aller Art an den Kurfürsten.

Johann Kasimir, im Glück eben so übermüthig, wie schwach in der Prüfungszeit, ließ ihm endlich sagen: „Es sei jetzt zum Unterhandeln und Vertragen keine Zeit mehr, und wenn der Kurfürst selbst zu des Königs Füßen um Gnade flehen wollte, so dürfte er schwerlich mehr Gehör finden. Ein ewiger Kerker, wo weder Sonne noch Mond ihm schienen, solle der Lohn für seinen Abfall sein.“

Zur Antwort auf diese hochmüthige und herausfordernde Sprache rückte Friedrich Wilhelm in Gemeinschaft mit dem Schwedenkönig sogleich gegen Warschau vor. Dort lieferten die beiden Fürsten mit 16,000 Schweden und Brandenburgern gegen 40,000 Polen die große dreitägige **Schlacht bei Warschau** (am 18., 19. und 20. Juli 1656), welche mit Johann Kasimir's völliger Niederlage endete. Der Heldenmuth des Kurfürsten, die Kriegskunde seiner Generale und die Tapferkeit seiner Truppen leuchteten an diesen Tagen glänzend hervor und hatten den größten Antheil an dem hartnäckig bestrittenen Siege. Auf beiden Seiten war die Hauptstärke der Armeen die Reiterei, und Derfflinger besonders konnte hier den alten Ruhm seiner Kriegsthaten neu bewähren. Als Johann Kasimir am dritten Tage sah, daß der Sieg sich von ihm abwende, rettete er sich über die Weichselbrücke, um hinter Warschau's Mauern Schutz zu suchen; in wildem Gedränge folgten ihm seine geschlagenen Schaaren. Von den Feinden verfolgt, räumte der gedemüthigte König auch Warschau und flüchtete nach Lublin. Die Sieger aber zogen in die Hauptstadt ein, von wo Friedrich Wilhelm viele Gemälde und andere Kunstwerke nach Berlin schickte.

Der Schwedenkönig wollte den Sieg von Warschau eilig benutzen, um den Feind ganz zu vernichten, nicht so der Kurfürst von Brandenburg. Bei diesem stieg jetzt wieder das Bedenken auf, daß Schweden zu mächtig werden könnte: Polen war nunmehr so geschwächt, daß er es nicht mehr zu fürchten schien, dagegen wäre Schwedens Uebermacht gewiß auch für Brandenburg gefährlich geworden. Der Kurfürst unterstützte deshalb die Schweden bei der weiteren Verfolgung nicht mehr, sondern ging nach Preußen zurück. Zugleich knüpfte er wieder auf allen Seiten Verhandlungen an, um sich für alle Fälle möglichst große Vortheile zu sichern. Die Schweden, welche seiner Hülfe dringend bedürftig waren, da sich jetzt auch der Kaiser von Deutschland und der König von Dänemark für Polen erklärten, mußten auf die von ihm geforderten Bedingungen eingehen, und noch in demselben Jahre (20. November 1656) kam zwischen Brandenburg und Schweden der **Vertrag zu Labiau** zu Stande, durch welchen der Kurfürst zum **unabhängigen Herzog** (nicht mehr Lehensherzog) **von Preußen und Ermeland** erklärt wurde, wofür er Schweden seine fernere Hülfe, auch zur Behauptung Westpreußens und anderer polnischer Gebiete zusicherte. Aber er war von vorn herein wenig geneigt, Karl Gustav kräftig zu unterstützen, trat vielmehr sehr bald auch mit Polen in Unterhandlung, um unter günstigen Bedingungen wo möglich den Frieden zu vermitteln. Hierin wurde er durch die preußischen Stände bestärkt, welche wegen der drückenden Kriegskosten dringend gebeten hatten, Frieden mit Polen zu schließen, ohne welchen das Land nicht bestehen könne. Am polnischen Hofe zeigte sich nach der unglücklichen Wendung der Dinge natürlich viel Neigung, sich mit dem Kurfürsten zu vertragen; so kam im

September 1657 der **Vertrag zu Welau** zu Stande, in welchem nun auch Polen (wie vorher Schweden) dem brandenburgischen Kurfürsten die volle Landeshoheit und souveraine Gewalt im Herzogthum Preußen zugestand, wogegen er alle Eroberungen, auch Ermeland, herausgab und im Falle eines Krieges 1500 Mann Hülfsstruppen für Polen zu stellen versprach.

Der Friede zu Oliva; Preußen ein unabhängiges Herzogthum. Durch diesen Bund mit Polen war Friedrich Wilhelm jetzt dem Zorn und der Rachelust des Schwedenkönigs ausgesetzt, und sein ganzes Bestreben ging dahin, demselben neue Feinde zu erwecken. Während Karl Gustav glücklich gegen Dänemark kämpfte, verband sich der Kurfürst mit Oesterreich (1658). Die Verblindeten rückten unter des Kurfürsten Anführung in Holstein ein, während Holland eine Flotte zum Schutz Dänemarks in die Ostsee schickte. Karl Gustav wurde zu Lande und zur See hart bedrängt, und nur die Uneinigkeit unter seinen Feinden verhinderte, daß er auch Pommern verlor. Der nordische Held stand nur noch mit der letzten Anstrengung aufrecht: er konnte seine Eroberungen weder in Polen, noch in Preußen und Dänemark behaupten. Zuletzt warf er sich auf Norwegen, gleichzeitig aber unterhandelte er mit seinen verblindeten Gegnern. Nachdem längere Zeit vergeblich in Thorn verhandelt worden war, wurde endlich ein Friedenscongreß im Kloster Oliva bei Danzig abgehalten. Karl Gustav fand jetzt Unterstützung bei dem mächtigen Frankreich und hierdurch günstigere Bedingungen, als zu erwarten gewesen. Am 3. Mai 1660 kam zwischen Polen, Brandenburg, dem Kaiser und Schweden der Friede zu Stande; Schweden gab seine Eroberungen in Preußen, der Kurfürst die seinigen in Pommern und Holstein heraus. Die Verträge von Königsberg und Labiau, welche Preußen an Schweden ketteten, wurden für nichtig erklärt, dagegen der Vertrag von Welau, der Preußens Unabhängigkeit aussprach, bestätigt.

Brandenburg war der einzige Staat, welcher aus dem schwedisch-polnischen Kriege einen Zuwachs an Macht davontrug. Die Befreiung Preußens von der polnischen Lehenshoheit, die Herstellung eines unabhängigen, souverainen Herzogthums Preußen war für den brandenburgischen Staat und für des Kurfürsten weitere Pläne ein unermeßlicher Gewinn. Es war wieder einer der Grundpfeiler gewonnen, auf welchen das herrliche Gebäude der preussischen Monarchie sich ruhmvoll erhoben hat. Zugleich hatte der Kurfürst so reichen Ruhm als Feldherr und als Staatsmann geerntet, und im Rathe der europäischen Fürsten eine so ansehnliche Stelle erworben, daß er während seiner weiteren Regierungsthätigkeit in den europäischen Angelegenheiten eine bedeutsame Rolle spielte.

Kampf des Kurfürsten mit den preussischen Ständen. Rhode und Kalkstein. Obwohl das Herzogthum Preußen durch den Frieden von Oliva dem großen Kurfürsten zu souverainem Besitze zugefallen war, so hatte er doch noch große Kämpfe im Lande selbst zu bestehen, ehe seine Herrschaft so unumschränkt, wie er sie auszuüben gedachte, anerkannt wurde. Die Stände machten ihm dort weit mehr zu schaffen, als in seinen alten Staaten; denn sie hatten bis dahin in Preußen viel größere Rechte ausgeübt, als anderswo. Die fürstliche Gewalt war in jenem Herzogthum sehr beschränkt gewesen: in

allen wichtigen Dingen entschied der Landtag, und der Kanzler durfte sogar den Verordnungen des Herzogs das Siegel verweigern. Natürlich konnte eine solche Herrschaft nicht nach dem Sinne unseres Kurfürsten sein, welcher einen ganz andern Begriff von seiner Souverainetät, von seinen Herrscherrechten hatte. Durch die Verträge von Welau und Oliwa hielt er die alte preußische Verfassung für aufgehoben und gedachte eine neue an deren Stelle zu errichten. Die Stände dagegen wollten sich in ihren bisherigen Freiheiten nicht beschränken lassen und widersetzten sich von vorn herein allen seinen Schritten. Da sie hierbei versuchten, die Verbindung mit Polen heimlich wieder anzuknüpfen, so wurde Friedrich Wilhelm hierdurch zu großer Vorsicht genöthigt, aber nachdem er alle Mittel der Ueberredung und Klugheit vergeblich angewandt hatte, brauchte er zuletzt Gewalt, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Gleich nach dem Welauer Vertrage waren die Stände sehr schwierig geworden; besonders erregten die neuen hohen Steuern viel Unwillen, um so mehr, als der Fürst dieselben ohne Bewilligung der Landstände ausschrieb und gewaltsam eintreiben ließ. Obwohl nun der König von Polen dem Kurfürsten noch während des Krieges die Souverainetät durch ein Diplom umwunden zugesichert und dies durch ein Manifest verkündigt hatte, so konnte doch Friedrich Wilhelm die Anerkennung und Huldigung in Preußen nicht erlangen, weil er die Stände nicht berufen wollte. Da er nichts desto weniger immer neue Auflagen und Lieferungen für das Heer ausschrieb, so widersetzte sich die Stadt Königsberg und bald darauf auch ein Theil des Adels seinem eigenmächtigen Verfahren. Ungeachtet der strengsten Befehle konnte des Kurfürsten Statthalter, der Fürst Radziwill, den Eid für die Souverainetät nicht erlangen; vielmehr hielten über zweihundert Adelige eine stürmische Versammlung in Königsberg, in welcher auf Veranlassung des Schöppenmeisters Rhode und des Generals von Kalkstein schon die Rede davon war, Gesandte nach Warschau zu schicken, um beim König von Polen Schutz gegen den Kurfürsten zu suchen.

Endlich verstand sich Friedrich Wilhelm dazu, den Landtag zu berufen; aber er verlangte, daß derselbe ein für alle Mal eine bestimmte Steuer für das Heer bewillige; die Stände erkannten, daß sich der Fürst hierdurch für die Zukunft von ihnen ganz unabhängig machen wollte, und verstanden sich um so weniger zur Anerkennung der kurfürstlichen Souverainetät. Sie stellten ihm Bedingungen, welche sein ganzes Ansehen zu vernichten drohten, er aber wollte überhaupt von Bedingungen bei der Huldigung nichts wissen. Die Stände behaupteten, dem Kurfürsten habe vom Könige von Polen nicht mehr Gewalt überlassen werden können, als dieser selbst besessen, und beschwerten sich, daß ihre ganze Verfassung umgestürzt werde. Die Gährung stieg immer höher, besonders in Königsberg.

Als nun im Jahre 1662 neue schwere Steuern gefordert wurden, schickten die Städte den Sohn des Schöppenmeisters Rhode an den König von Polen nach Warschau mit der Erklärung, die Königsberger wollten eher dem Teufel unterthänig werden, als länger unter solchem Druck leben; der König von Polen möge sich nur aussprechen, so würden ihm die Stände leicht zu fallen. Es hielt nicht schwer, in Warschau feindliche Schritte gegen den Kur-

fürsten zu bewirken, und der König antwortete den Städten, daß durch die neueren Verträge die Freiheiten der Stände nicht haben verletzt werden sollen, auch nehme er die Bürger in seinen Schutz, aus dem er sie nie habe entlassen wollen. Hierdurch ermutigt, machte die Partei Rhode's den Plan zu einem Bunde für die Erhaltung ihrer alten Freiheiten gegen die kurfürstliche Souverainetät, und als der Kurfürst nun Truppen in die Nähe Königsbergs rücken ließ, griffen auch die Bürger zu den Waffen und brachten ihre Kanonen auf die Wälle. Da zu erwarten war, daß sie auch neue Verbindungen mit Warschau anknüpfen würden, so ließ der Fürst alle Straßen nach Polen durch Truppen besetzen. Es lag ihm jetzt besonders daran, sich des kühnen und unermülich thätigen Rhode zu bemächtigen, weil derselbe die Seele des Widerstandes der Königsberger war. Vergeblich hatte er dem Magistrat befohlen, den Schöppenmeister festzunehmen; als dies endlich mit Gewalt ausgeführt werden sollte, bewaffnete sich die Bürgerschaft und leistete muthige Gegenwehr. Dennoch wurde Rhode durch List gefangen genommen. Es drohete darüber ein gewaltiger Aufstand; sobald aber der Kurfürst den gefährlichen Schöppenmeister in seiner Gewalt hatte, wandte er Alles an, um die Gemüther einstweilen zu beschwichtigen. Der Prozeß gegen Rhode wurde deshalb auch etwas in die Länge gezogen; erst später wurde er des Hochverraths überführt und demzufolge sein Lebenlang in enger Haft gehalten. Er hätte nach einigen Jahren Verzeihung vom Kurfürsten erhalten können, aber er weigerte sich, darum zu bitten; er habe nichts Unrechtes gethan, sagte er, und müsse deshalb seine Loslassung von der Gerechtigkeit des Kurfürsten erwarten, von seiner Gnade verlange er Nichts. Nach sechszehn Jahren strenger Gefangenschaft starb er auf der Festung Feiz (1678).

Das Schicksal Rhode's war ein schreckendes Beispiel für seine Mitbürger, welche sich kurze Zeit nach seiner Gefangennehmung dazu bequemen mußten, den Kurfürsten wegen des Geschehenen um Verzeihung zu bitten und seine Souverainetät anzuerkennen. Nun setzte sich Friedrich Wilhelm sofort auch mit den übrigen Ständen in Verhandlung, um von ihnen die Hulbigung zu erlangen. Er verstand sich dazu, ihnen in einer sogenannten Affecuration zu verbürgen, daß er die Souverainetät nicht gegen die Landesfreiheiten ausdehnen wolle, und bestätigte ausdrücklich die Privilegien und Rechte der Stände. Darauf wurde die Hulbigung in Königsberg gehalten. Am 28. October 1663 waren alle öffentlichen Plätze mit Truppen besetzt. Unter vielen Ceremonien nahm der Kurfürst auf einem mit rothem Sammet bedeckten Throne sitzend von jedem anwesenden Abeligen, von den Abgeordneten der Städte und Zünfte und von allen Beamten die Hulbigung an. Alle leisteten den Eid, kraft dessen sie ihn für ihren einigen, wahren und unmittelbaren Oberherrn anerkannten.

Es war dies ein entscheidender Tag; denn jetzt erst waren die mit Polen geschlossenen Verträge über Preußen zur Wahrheit geworden; der polnische Einfluß hörte nun auf und Friedrich Wilhelm war wirklich erst Souverain in Preußen.

Aber die Aufregung der Gemüther beruhigte sich nicht mit einem Male. Besonders da es sich bald zeigte, daß der Kurfürst von seiner Souverainetät den ausgedehntesten Gebrauch zu machen entschlossen war. Als die gesteiger-

ten Geldbedürfnisse immer neue Steuern nöthig machten, bei deren Ausschreibung die Stände nicht zu Rathe gezogen wurden, trat wieder eine allgemeine Mißstimmung hervor. Jetzt stellte sich der Oberst von Kalkstein, Sohn des obengenannten Generals, an die Spitze der Unzufriedenen, drohte in seiner Erbitterung mit einem Einfall der Polen, und schien sogar dem Kurfürsten, als dem Unterdrücker der preußischen Freiheit, nach dem Leben zu trachten. Er wurde festgenommen und als Hochverräther zum Tode verurtheilt, der Kurfürst aber milderte das Urtheil in ewige Gefangenschaft.

Schon nach einjähriger Haft erlangte Kalkstein sogar seine Freiheit wieder, indem er schwören mußte, sich nicht rächen zu wollen und ohne Erlaubniß des Kurfürsten seine Güter nicht zu verlassen. Nichtsdestoweniger begab er sich nach Warschau, sprach dort auf schimpfliche Weise vom Kurfürsten und rühmte sich laut, er wolle es dahin bringen, daß derselbe Preußen wieder bloß als Lehen von Polen besitze. Vergeblich ließ Friedrich Wilhelm die Auslieferung des Verräthers durch seinen Gesandten verlangen; Kalkstein wurde in Warschau sogar als Bevollmächtigter der preußischen Stände behandelt, und eine von ihm verfaßte, höchst beleidigende Beschwerdeschrift gegen den Kurfürsten auf dem polnischen Landtage öffentlich verlesen. Da er so auf die frechste Weise dem Zorn des Kurfürsten trotzte, erhielt endlich der preußische Gesandte von Friedrich Wilhelm den Befehl, sich mit Gewalt des gefährlichen Mannes zu bemächtigen. Bei einer Zusammenkunft mit demselben ließ ihn der Gesandte plötzlich ergreifen, an Händen und Füßen binden, geknebelt in eine Tapete wickeln, in einen verschlossenen Wagen werfen und unter sicherem Geleite aus Warschau fortschaffen. Drei Meilen von der Stadt wurde er auf ein Pferd gesetzt und nach Preußen gebracht. Der König von Polen war hierüber sehr erbittert und verlangte die Auslieferung Kalkstein's, welcher unter seinem Schutze gestanden, der Kurfürst aber erwiderte, er habe dem Könige die Verbrechen des meineidigen Hochverräthers hinlänglich bekannt gemacht, und müsse erwarten, daß diejenigen, welche ihn ausgeliefert, durch Gnadenbezeugungen ausgezeichnet würden. Da der König immer bringender wurde, sagte Friedrich Wilhelm, die Polen sollten Kalkstein zurückerhalten, aber geköpft; man möchte ihn nicht weiter reizen, sonst würde er die Beleidigung mit den Waffen in der Hand rächen. Kalkstein wurde nach Memel gebracht und vor eine besondere Gerichtscommission gestellt, welche ihn zum Tode verurtheilte. Er empfing das Urtheil mit großer Fassung und ging ebenso ruhig und zuversichtlich auf das Schaffot (1672).

Sein Ausgang schreckte andere Mißvergnügte zurück und allmählig beugten sich die Preußen unter dem entschiedenen und unerschütterlichen Willen des kräftigen Fürsten.

23. Die Kriege des großen Kurfürsten gegen Frankreich und Schweden. Fehrbellin.

Brandenburgs neue Stellung unter den europäischen Staaten.
Nach dem Frieden von Oliva genoß Brandenburg zwölf Jahre Ruhe; als es dann von Neuem auf dem Kriegsschauplatze erschien, geschah es unter ganz anderen, viel günstigeren Verhältnissen, als am Beginn der Regierung

des großen Kurfürsten. Die Grundlagen seiner Macht im eigenen Lande waren jetzt überall befestigt, der Verkehr neu belebt, die Gewerthätigkeit und die öffentliche Wohlfahrt in neuem, frischem Erblühen; Friedrich Wilhelm hatte über ein zahlreiches Heer und über die Mittel zu dessen Besoldung zu gebieten; sein Ruf als Krieger und als Staatsmann war schon in allen Ländern verbreitet, und alle Staaten bewarben sich um seine Bundesgenossenschaft.

Der große Kurfürst erkannte die Bedeutung dieser neuen Stellung, er wußte, daß er nicht mehr als untergeordneter deutscher Reichsfürst, sondern als Fürst eines selbstständigen Staates unter den Machthabern Europa's auftreten durfte: war er auch an Macht und Einfluß den größten Fürsten Europa's nicht gleich, so war doch sein Ansehen bereits fest genug begründet, um bei den Welthändeln durch sein Hinneigen auf die eine oder die andere Seite sehr viel zur Entscheidung beizutragen. Er war der Mann dazu, eine solche Stellung wohl zu benutzen, und wartete nur auf eine Gelegenheit, um solchen Einfluß wirklich auszuüben: er achtete aufmerksam auf alle Ereignisse und knüpfte einstweilen durch Gesandtschaften überall Verbindungen an, um im rechten Augenblick zum Handeln bereit zu sein.

Bündniß mit Holland; Krieg gegen Frankreich. Ludwig XIV. von Frankreich war der Mittelpunkt, von welchem damals die politische Bewegung in Europa ausging. Nachdem er alle widerstrebenden Kräfte im eigenen Lande überwunden und eine unumschränkte Herrschaft, wie keiner seiner Vorgänger, begründet hatte, richtete er seine beharrliche und gewandte Staatsklugheit darauf, auch in dem europäischen Staatensystem das Uebergewicht Frankreichs zu sichern, wobei ihm alle Mittel der List und der Gewalt gleicher Weise dienen mußten. Sein Augenmerk war jetzt auf die Erwerbung der spanischen Niederlande gerichtet. Durch ein Bündniß zwischen Holland, England und Schweden (Triple-Allianz) wurden seine Absichten fürerst vereitelt, aber kaum hatte er den Frieden zu Rachen (1668) abgeschlossen, so dachte er von Neuem auf Rache an Holland und suchte zu diesem Zwecke nach Bundesgenossen unter den europäischen Fürsten. Auch bei dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm machte er solche Versuche, fand aber hartnäckigen Widerstand; als er ihn zu einem Bündniß nicht zu bringen vermochte, verlangte er wenigstens Parteilosigkeit, aber auch hierüber verweigerte der Kurfürst jede bindende Erklärung. Derselbe war durch Bande des Blutes und der Freundschaft mit dem Hause Oranien und durch Staatsrückichten mit der holländischen Republik zu eng verbunden, als daß er hätte darauf verzichten sollen, dieselben im Nothfalle zu unterstützen. Kurz vor dem Ausbruche des Krieges schickten die Holländer selbst eine Gesandtschaft nach Berlin, boten ein Bündniß und Geld zur Ausrüstung der kurfürstlichen Hülfstruppen an. Friedrich Wilhelm verpflichtete sich, binnen zwei Monaten 20,000 Mann marschfertig zur Unterstützung der Holländer zu stellen und nach Westphalen zu führen, wenn sie angegriffen werden sollten. Schon hatte Ludwig XIV. wirklich die Republik zu Wasser und zu Lande angegriffen, mit seinen Truppen einen großen Theil der holländischen Provinzen überschwemmt und Amsterdam selbst in dringende Gefahr gebracht; ganz Europa war über rascht und wie betäubt durch den raschen französischen Einbruch, als Friedrich

Wilhelm allein zum Schutz des bedrohten Hollands auftrat und die Waffen gegen den übermächtigen König von Frankreich ergriff (1672). Dieser Entschluß, wie die Ausführung, zeigten den Heldenfürsten, welcher für das Recht und für die Freiheit unverzagt in den Kampf trat. Die Herzöge von Braunschweig und der Landgraf von Hessen folgten seinem Beispiel, und später stießen noch 10,000 Mann kaiserlicher Truppen unter Montecuculi zu ihm. An der Spitze der vereinigten Kriegsvölker rückte er an den Niederrhein, wo ihm der französische Marschall Turenne mit 30,000 Mann entgegentrat. Er wollte sofort eine Schlacht liefern, aber Montecuculi hielt ihn zurück, weil er von Wien den Befehl hatte, Turenne nicht anzugreifen. Am österreichischen Hofe war nämlich unter dem Fürsten von Lobkowitz eine Partei, die es mit den Franzosen hielt und den Kaiser Leopold dazu vermochte, ein geheimes Abkommen mit Ludwig zu treffen, wonach die beiderseitigen Truppen gewisse Grenzen nicht überschreiten sollten. So wurde der Kurfürst an jedem entscheidenden Schritte gehindert, und da auch die Holländer die versprochenen Hilfselder nicht zahlten, so wollte Friedrich Wilhelm nicht länger allein die ganze Last der Kriegsführung tragen und schloß zu Boffem am 6. Juni 1673 einen Frieden mit Frankreich. Er versprach, keine Feindseligkeiten weiter zu begehen, wenn nicht etwa das deutsche Reich angegriffen würde.

Schon im nächsten Jahre aber nahm er von Neuem die Waffen zur Hand; sein deutsches Herz war entrüstet über die Gewaltthatigkeiten, welche sich die übermüthigen Franzosen in der deutschen Pfalz erlaubten, und er schloß gegen dieselben ein Schutz- und Trugbündniß mit dem Kaiser, Spanien und Holland (1674). Vergeblich suchte ihn Schweden nochmals zur Neutralität zu bestimmen, wofür ihm Subsidien angeboten wurden; er zog im August (1674) an der Spitze von 20,000 Mann nach dem Main und vereinigte sich mit den kaiserlichen Truppen unter Bournonville. Aber auch diesmal zeigte sich der österreichische Feldherr äußerst lau und lähmte alle Thätigkeit der Brandenburger. Der Kurfürst und seine Generale, besonders der alte Derfflinger, brannten vor Begierde, den Marschall Turenne anzugreifen, welchen sie in der ungünstigsten Lage vor sich hatten, aber Bournonville mußte ihren Eifer aufzuhalten, bis der Feind sich ihnen entzogen hatte, und es blieb für den Kurfürsten Nichts übrig, als Winterquartiere in Franken zu beziehen.

Die Schweden fallen in die Mark ein. Unterdeß war Ludwig XIV. rastlos bemüht gewesen, dem Kurfürsten, um ihn vom Rhein abzuziehen, einen gefährlichen Feind im Rücken zu erwecken. Der französische Gesandte mußte Alles aufbieten, um die Schweden zu einem feindlichen Einbruche in die brandenburgischen Länder zu bewegen. Diese Bemühungen fanden in Schweden einen guten Boden. Es gab dort eine große Partei für Frankreich; dazu kam, daß der alte Waffenruhm aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, die guten Quartiere in Deutschland und die reiche Beute der Anführer noch in frischem Gedächtniß lebten. So ließ sich denn der schwedische Hof durch die französischen Vorstellungen gewinnen und nahm eine feindliche Stellung gegen Brandenburg an. Im November 1674, während Friedrich Wilhelm im Elsaß war, trat die feindliche Absicht der Schweden zuerst hervor. Ihre Truppen rückten aus Pommern und Mecklenburg in die Uckermark, bald darauf in die Mittelmark ein, wo sie sich ungestraft den größten Bedrückungen

und schrecklichsten Ausschweifungen überließen. Auf die erste Nachricht von diesen Vorgängen wandte sich Friedrich Wilhelm an seine Bundesgenossen und rief ihren Beistand an. Er selbst eilte nach dem Haag und erlangte, daß Holland den Krieg an Schweden erklärte, während der Kaiser und die übrigen deutschen Fürsten noch zu keinem Entschlusse zu bringen waren. Unterdeß erreichten die Drangsale, welche die Mark von den Schweden zu erdulden hatte, den höchsten Gipfel; dem Kriegsvolke war jeder Frevel und jede Grausamkeit gestattet, und alle die Greuel, welche den dreißigjährigen Krieg so furchtbar bezeichnet hatten, kehrten über das unglückliche Land zurück. Die schwedischen Soldaten plünderten die Dörfer, verwüsteten die Staaten, trieben das Vieh weg, erpressten von den Einwohnern Geld durch die abscheulichsten Martern. Die schwachen Besatzungen, welche der Kurfürst in der Mark zurückgelassen hatte, hielten sich in Berlin und in anderen befestigten Städten. Seufzend flehte das mißhandelte Volk nach einem Retter und nahm hin und wieder selbst die Waffen in die Hand. Die Bauern ordneten sich in Schaaren, deren Fahnen die Inschrift trugen: „Wir sind Bauern von geringem Gute und dienen unserem gnädigsten Kurfürsten mit unserem Blute.“ Das ganze Land wurde ein Schauplatz kleiner blutiger Gefechte und greuelhafter Verwüstung.

Schlacht bei Fehrbellin (18. Juni 1675). Da mochte Friedrich Wilhelm mit der Rettung nicht länger säumen; er beschloß, auch ohne Hülfe seiner Bundesgenossen, für sich allein den Kampf getrost zu unternehmen. Zu Ende Mai 1675 brach er plötzlich aus Franken auf, und am 11. Juni hatte er in schnellen Märschen Magdeburg erreicht. Sogleich wurden dort alle Thore geschlossen und Wachen aufgestellt, damit kein Bote die Nachricht von seiner Annäherung den Schweden bringen könnte, welche in dem benachbarten Havellande sorglos zerstreut waren. Für alle seine Unterthanen aber ordnete der Kurfürst einen Fasttag an und schrieb dabei für die Predigt den Text vor: „Aber der Herr ist bei mir wie ein starker Held, darum werden meine Verfolger fallen und nicht obliegen, sondern sollen sehr zu Schanden werden.“ Auch für die Truppen wurde in Magdeburg feierlicher Gottesdienst gehalten; sodann beschloß Friedrich Wilhelm, auf den Feind, welcher nichts Arges erwartete, sondern die kurfürstlichen Truppen noch weit weg in Franken wädhnte, in angestrongter Eile mit der Reiterei loszugehen, ihn in seinen Quartieren zu überfallen und mit einem Schlage zu vernichten. Das Fußvolk mußte dabei freilich größtentheils zurückbleiben, aber die Ueberraschung des Feindes schien ein ungemein großer Vortheil. Im Dunkel der Nacht zog eine Heerschaar von 5600 Reitern von Magdeburg ab, mit ihnen auf 146 Wagen 1000 Mann ausgewählten Fußvolkes und 13 Stück Geschütz. Das kleine Heer setzte über die Elbe und rückte die Nacht hindurch und den folgenden Tag auf Nebenwegen rasch vorwärts. Auf dem Marsche erfuhr Friedrich Wilhelm durch den Landrath von Bries, daß der schwedische Oberst Wangelin mit einem Dragonerregimente in Rathenau eingerückt war, um bald nach Brandenburg weiter zu ziehen. Er beschloß, dieses Regiment zu überfallen, und der Landrath mußte ihm dazu behülflich sein, indem er die schwedischen Offiziere am andern Tage zu einem feistlichen Gelage einlud. Während sie sich den Freuden der Tafel hingaben, wobei man, um sie noch sicherer zu machen, die Nachricht von dem Tode des Kurfürsten verbreitete, ließ dieser seine Truppen von drei

Seiten an die Stadt heranziehen. Derfflinger drang einem gefangenen Schweden mit der Pistole auf der Brust das schwedische Feldgeschrei ab, dann kleidete er einige seiner Leute in schwedische Röcke, und mittelst dieser Verkleidung erlangte er Einlaß gerade an der gefährlichsten Stelle der Stadt. Nachdem dort die schwedische Wache niedergeworfen war, drang er weiter vor. Gleichzeitig griffen die kurfürstlichen Truppen von zwei anderen Seiten an und schlugen sich durch die verwirrten Schweden durch; Derfflinger sprengte nun mit seiner Reiterei in die Straßen und vollendete die Eroberung der Stadt.

Dieser erste Erfolg gab als glückliches Vorzeichen Muth und Hoffnung zu größerem Gelingen. Der Kurfürst ließ jetzt sein Fußvolk aus Magdeburg schleunigst nachkommen. Die Schweden verließen ihr Lager bei Brandenburg; der Kurfürst folgte ihnen ganz in der Nähe. Sie stellten sich in guter Ordnung auf, des Angriffs gewärtig; Friedrich Wilhelm harrete voll Ungeduld der Ankunft seines Fußvolkes, weil er sich ohne dieses die gute Stellung der Feinde nicht anzugreifen getraute. Da ging in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni die Meldung ein, der Feind habe seine Stellung verlassen und ziehe eiligst nach Fehrbellin. Auf diese Nachricht sandte der Kurfürst sogleich den Landgrafen von Hessen-Homburg mit 1600 Reitern voraus, um die Schweden nicht aus den Augen zu verlieren, sie aufzuhalten oder sie zu drängen, wie es gerade vortheilhaft erschien, jedoch mit dem strengen Befehl, kein Gefecht zu beginnen, ehe die übrigen Truppen nachgekommen wären. In vollem Trabe setzte der Landgraf mit seiner Schaar den Schweden nach, wurde ihrer jedoch erst um 6 Uhr des folgenden Morgens ansichtig. Eine Stunde vor Fehrbellin faßten sie festen Fuß und schienen den Angriff standhaft erwarten zu wollen. Der Kurfürst hielt inzwischen mit dem frühesten Tage nach gehaltener Veststunde im freien Felde einen Kriegsrath und forderte die Meinung seiner Generale, ob es rathsam dünke, jetzt, da das Fußvolk noch 10 Meilen entfernt sei, jedes Böghern aber dem Feinde zum weiteren Rückzuge behülflich sein könne, ungesäumt mit der bloßen Reiterei den Angriff zu wagen. Das Unternehmen erschien für 5600 Reiter und weniges Feldgeschütz so kühn als gefahrvoll. Die Schweden hatten 7000 Mann Fußvolk, 800 Dragoner, 10 Stück schweres Geschütz und den Vortheil einer günstigeren Stellung. Die meisten Anführer riethen von dem Wagniß ab und wollten des Fußvolkes harren. Der Kurfürst aber wandte ein, auch der Feind habe nicht seine ganze Stärke beisammen, besonders nicht seinen tüchtigen Anführer Wrangel, der noch in Havelberg war, jeder folgende Augenblick werde nur größere Schwierigkeiten bringen, die Schweden seien nicht länger in der Mark, in Deutschland zu dulden; heute gelte es zu siegen oder zu sterben, von seinem tapferen Kriegsvolke dürfe er das Außerordentlichste erwarten, sie sollten getrost ihm folgen, er selbst wolle freudig „mit Gott“ sie zur Schlacht führen. Derfflinger vor Allen stimmte dieser Meinung sofort bei, und so wurde voll Muth und Vertrauen der Angriff beschlossen. Es war dazu allerdings höchste Zeit, denn während man noch so berathschlagte, hatte wider alles Erwarten die Schlacht an einer anderen Stelle schon begonnen. Der Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg, aufgeregt vom heißen Nachjagen und fortgerissen von jugendlich-ungestümer Leidenschaft, hatte, seines Befehles uneingedenk, die Schweden herzhast angegriffen; anfangs drang er

siegend vor, bald aber sah er sich in den Kampf gegen ihre ganze Heeresmacht verwickelt. Dieser nicht gewachsen, leistete er zwar tapferen Widerstand, schien aber unrettbar verloren und bereuete zu spät seine Uebereilung. Er schickte einen Adjutanten an den Kurfürsten, er möchte ihm Unterstützung schicken, dann hoffe er eine glückliche Schlacht zu liefern; der Kurfürst aber erwiderte, die Truppen sollten sich herauszuziehen suchen, der Feind sei zu stark; der Landgraf meldete wieder, sie könnten sich nicht mehr mit guter Art herausziehen, denn sie seien schon im vollen Gefechte mit dem Feinde. Da sagte Derfflinger zum Kurfürsten: „Wir müssen ihm secundiren, sonst kriegen wir keinen Mann wieder;“ Friedrich Wilhelm stimmte dem bei und ließ dem Landgrafen sagen, er sollte sich zu halten suchen, man würde mit aller Macht nachrücken. Wirklich brach die ganze Reiterei eiligst auf und legte fast eine ganze Meile in vollem Rennen zurück. Angesichts des Feindes traf der Kurfürst mit rascher Kraft seine Anordnungen; mit seinem Scharfblicke wahrte er einen Sandhügel, den die Feinde zu besetzen vergessen, dorthin mußte Derfflinger eilen, bald war dort auch das brandenburgische Geschütz aufgestellt und schlug verderbend in die Reihen des schwedischen Fußvolkes. Die Schweden ließen den Hügel sogleich durch Reiterei und Fußvolk heftig angreifen. Der größere Theil der Brandenburger war noch nicht auf dem Schlachtfelde, und die Geschütze in großer Gefahr; da kamen die Dragoner Derfflinger's herbei, saßen von den Pferden ab und riefen, sie würden sich bei den Kanonen begraben lassen. Sie hielten den Angriff tapfer aus, bis sie von einem herbeieilenden anderen Regiment Hülfe bekamen. Der Landgraf von Hessen-Homburg hatte bis dahin im ungleichen Kampfe tapfer und unerschütterlich ausgeharrt; jetzt kam ihm der Kurfürst zu Hülfe; an der Spitze einiger Schwadronen, die er mit muthigen Worten angespornt, stürzte derselbe auf die feindliche Reiterei los, die völlig geworfen wurde. Der Kurfürst selbst war tief im Schlachtgewühle und erfüllte wahrhaft die Pflichten eines Feldherrn und tüchtigen Kriegsmannes. Als er einige Schwadronen bemerkte, die nach dem Verluste ihrer Offiziere ohne Führer waren, stellte er sich an ihre Spitze und rief: „Getrost, tapfere Soldaten! Ich, euer Fürst und nun euer Hauptmann, will siegen oder zugleich mit euch ritterlich sterben.“ Mitten im feindlichen Kugelregen bemerkte der wackere Stallmeister des Fürsten, Emanuel Froben, daß der Kurfürst durch sein weißes Schlachtroß den Feinden leicht kenntlich und deshalb für ihr Geschütz ein unverkennbares Ziel sei. Schnell faßte er seinen Entschluß, den theueren Herrn aus der augenscheinlichen Gefahr zu retten: unter dem Vorgeben, der Schimmel sei scheu, weiß er den Fürsten zu überreden, das Pferd mit dem seinigen zu vertauschen. Kaum hatte er des Kurfürsten Roß bestiegen, so sinkt er neben demselben durch eine feindliche Kugel hingestreckt, als Opfer seiner ruhmwürdigen Ergebenheit*). Der Kurfürst, mitten unter den schwedischen Reitern, wurde mit Mühe durch einige der Seinigen gerettet. Der Kampf wurde immer heftiger, die brandenburgischen Regimente mußten, wie sie im Marsche nach und nach auf dem Schlachtfelde ankamen, unter dem Kanonenfeuer der Schweden in den Kampf

*) So erzählen die älteren Schriftsteller; neuerdings ist die Genauigkeit der Mittheilung bezweifelt worden.

geführt werden. Es war 8 Uhr Morgens, als die Schlacht den höchsten Grad der Heftigkeit erreicht hatte. Nach einem wüthenden, öfter schwankenden Gefechte wurden die Schweden endlich zum Weichen gebracht; zwei ihrer Regimenter wurden von Derfflinger's ergriminten Reitern fast ganz zusammengehauen, und als um 10 Uhr Morgens der Nebel völlig schwand, sah man sie auf dem Rückzuge nach Fehrbellin. Hätte der Kurfürst Fußvolk gehabt, so würde er Fehrbellin rasch genommen haben und es wäre dann wohl kein Mann der Schweden entkommen. So aber konnte der Ueberrest des feindlichen Heeres nach Fehrbellin in Sicherheit gebracht werden. Man schlug dem Kurfürsten vor, den Ort beschießen zu lassen; aber es war eine brandenburgische Stadt; und er erwiderte: „Ich bin nicht gekommen, mein Land zu verbrennen, sondern zu retten.“ Der Fürst ließ sich an dem errungenen Siege genügen. Der Verlust der Schweden betrug über 3000 Mann, auf dem Wahlplatze lagen mehr als 1500 Tode. Zu den Siegeszeichen gehörten 8 Fahnen und 2 Standarten; der Brandenburger Verlust bestand in ungefähr 200 Mann. Nächst dem Kurfürsten war Derfflinger der größte Antheil an dem schönen Siege zuzuschreiben. Der Landgraf von Hessen-Homburg erhielt von dem Kurfürsten um des ruhmvollen Ausganges willen Verzeihung für die Uebertretung seiner Befehle; der Fürst begnügte sich, ihm nach der Schlacht zu sagen, nach der Strenge der Kriegsgesetze habe er das Leben verwirkt, aber der Himmel wolle verhüten, daß der Glanz eines so glücklichen Tages durch die Bestrafung eines Helden besleckt würde, der durch Tapferkeit zu dem Siege so wesentlich beigetragen.

Der Kurfürst begab sich bald darauf auf einige Tage nach Berlin, wo man die Nachricht des Sieges schon am Abende des Schlachttages empfangen hatte, und wo er als Retter seines Volkes mit unbeschreiblichem Jubel empfangen wurde.

Ein Feldzug von wenigen Tagen hatte das märkische Gebiet von den Feinden befreit. Gegen die Truppen des Schwedenvolkes, dessen kriegerische Großthaten noch in frischem Andenken lebten, noch dazu gegen eine weit überlegene Macht und gegen Soldaten, welche sich vorher aller Ruhe hatten hingeben können, war von einer kleinen Armee, die nur aus Reitern bestand und durch unausgesetzte Eilmärsche schon aufs Höchste angegriffen sein mußte, ein glänzender Sieg erfochten worden. Es war der erste Sieg, den die Brandenburger allein gegen eine mächtige Nation erfochten. Der große Urenkel des Siegers von Fehrbellin, der beste Richter in Kriegssachen, Friedrich der Große, sagt von den Thaten jener Tage: „Wenig Heerführer können sich eines Feldzuges, dem von Fehrbellin ähnlich, rühmen. Der Kurfürst entwirft einen so großen wie kühnen Plan und führt ihn mit staunenswerther Schnelligkeit aus. Er überfällt ein Standquartier der Schweden (Rathenau), während Europa meint, daß er noch in Franken verweile; er fliegt zu den Feldern von Fehrbellin, wo die Feinde sich ihm geschaart entgegensetzen; er schlägt mit einem kleinen Reitercorps, welches von langen Märschen abgemattet ist, eine zahlreiche und achtungswürdige Infanteriemacht, die das deutsche und das polnische Reich besiegt hatte. Dieser Zug, so glänzend wie nachdrucksvoll, verdient es, daß man auf ihn das *Veni, vidi, vici* des Julius Cäsar anwende. Der Kurfürst wurde von seinen Feinden gerühmt, von seinen Unter-

thanan gesegnet; und seine Nachkommen rechnen von jenem berühmten Tage den Beginn der bedeutsamen Stellung, zu welcher das Haus Brandenburg sich in der Folge emporgeschwungen hat.“

Die Kunde von dem Siege des großen Kurfürsten verbreitete sich schnell durch ganz Europa und erregte überall das höchste Erstaunen. Der Kaiser und alle Fürsten des Reiches sandten dem brandenburgischen Helden besondere Glückwunsch-Schreiben; der Kaiser ermahnte ihn dabei, seine Person fortan nicht mehr so großer Gefahr auszusetzen, da er sich nicht blos für das Wohl seines eigenen Staates, sondern auch für das des gesammten deutschen Reiches erhalten müsse. Selbst der russische Czar und die Tartaren wollten ein Bündniß mit dem Sieger von Tscherschin abschließen. Ludwig der Vierzehnte ließ sich Pläne von der havelländischen Gegend anfertigen, um die kühnen Kriegszüge seines Gegners möglichst genau studiren zu können.

Die weiteren Kriegsergebnisse bis zum Frieden von St. Germain.

Während man aber den Kurfürsten überall bewunderte und beglückwünschte, begannen auch Neid und Eifersucht sich gegen ihn zu regen und seinen weiteren Erfolgen Hemmnisse zu bereiten. Er selbst war entschlossen, sich jetzt der Nachbarschaft der Schweden in Pommern ganz zu entledigen, und dies Land für sich und das deutsche Reich zu erobern. Unterdeß, meinte er, sollte der Kaiser sein Glück gegen die Franzosen versuchen, damit endlich das römische Reich von der Gewalt aller fremden Völker befreit, in steter Ruhe und Sicherheit leben möchte. Der Kampf gegen die Schweden wurde in der That mit weiterem Glücke fortgesetzt und noch in demselben Jahre (1675) die Beste Wolgast eingenommen. Dagegen sah sich der Kurfürst vom Kaiser und von seinen übrigen Verbündeten fast gar nicht unterstützt; selbst die nöthigen Hülfsgelder erhielt er nicht. Seinerseits rückte er immer siegreich in Pommern vor und hatte bereits mehrere Festungen genommen, als er seine ganze Kraft auf die Belagerung von Stettin richten mußte. Vergeblich forderte er die Bürgerschaft zur Uebergabe auf, dieselbe setzte auf die Macht der Schweden noch immer das größte Vertrauen und rechnete auf baldigen Entsatz. Unter fortwährenden Ausfällen der Belagerten wurde der Festung von allen Seiten hart zugesetzt. Um Derfflinger zu ärgern, hingen die Stettiner an dem höchsten Thurme der Stadt ein ungeheueres Bild heraus, das einen Schneider mit Scheere und Elle vorstellte. Sie sollten jedoch den schlechten Scherz schwer büßen: denn nicht nur wurde der Marienthurm nebst den übrigen Thürmen von dem gereizten Feinde eingeäschert, sondern die ganze Stadt war nach langer Belagerung nur noch ein Schutthaufen und die schwedische Besatzung mußte sich endlich ergeben. Der Magistrat flehte nun die Gnade des Kurfürsten an, indem er vorstellte, daß die Bürgerschaft, wie sie einen Beweis ihrer standhaften Ergebenheit gegen die bisherigen Herren, die Schweden gegeben, so auch dem neuen Herrn alle Treue beweisen werde. Friedrich Wilhelm strafte sie nicht weiter, ließ sich am 20. Januar 1678 huldigen und zog dann mit seiner Gemahlin in glorreicher Siegesfeier in Berlin ein. Er war jetzt, da ihn seine Bundesgenossen nicht gehörig unterstützten, zu Friedensunterhandlungen geneigt, doch war seine erste Bedingung, daß ihm ganz Pommern oder wenigstens das Land bis an die Peene bliebe. Da ihm dies nicht zugestanden wurde, griff er noch einmal zu den Waffen, vertrieb die

schwedische Besatzung aus Königen und eilte dann vor Stralsund. Mit 150 Geschützen griff er die Stadt heftig an und schon am folgenden Tage ergab sie dieselbe. Der Kurfürst zog feierlich ein und ließ sich huldigen. Er war über diesen Erfolg um so mehr erfreut, weil die Stadt durch den heldenmüthigen Widerstand gegen Wallenstein so berühmt geworden war. Er hatte jetzt den König von Schweden aus allen seinen deutschen Besitzungen vertrieben (1678), da versuchte es derselbe, ihn an einer anderen Stelle anzugreifen. Schon lange hatten die Franzosen dazu gerathen, daß die Schweden, um die Brandenburger aus Pommern zu ziehen, von Volland her in das Herzogthum Preußen einfallen möchten. Das wurde jetzt im Einverständniß mit dem Könige von Polen ausgeführt, aber auch aus dieser neuen Gefahr ging der Kurfürst mit erhöhtem Ruhme hervor. Als er von dem Vordringen der Schweden hörte, brach er selbst trotz einiger Kränklichkeit und des ungemein strengen Winters mit seiner Gemahlin und dem Kurprinzen nach Preußen auf, ließ sein Heer auf bespannten Schlitten über das zugefrorene Haff bringen, eilte dann im Sturme vorwärts und drängte die Schweden, überall wo er sie traf, zu eiliger ungeordneter Flucht. In kurzer Zeit hatte er sie vor sich her aus seinem Lande hinausgejagt (1679). Preußen war gerettet, die Anschläge der Schweden, Franzosen und Polen vernichtet. Auf einer Medaille jener Zeit sieht man den brandenburgischen Adler, aus seinem Neste aufgescheucht, sich auf den im Raube begriffenen nordischen Löwen stürzen.

Aber ungeachtet dieser neuen Siege sollte der Kurfürst den gewünschten Preis seiner ruhmreichen Thätigkeit nicht erringen. Vergeblich forderte er den Kaiser auf, die errungenen Vortheile zur Fortsetzung des Krieges am Rheine zu benutzen. Jetzt könne man alle Kräfte gemeinsam gegen die Franzosen wenden, diese vom Boden des Reiches verjagen oder wenigstens zu einem günstigen Frieden bringen, besonders Straßburg und den Elsaß dem deutschen Reiche sichern. Der Kaiser war für solche Vorstellungen nicht mehr zugänglich, er wollte den Frieden schleunigst abschließen und nahm dabei auf den Kurfürsten keine Rücksicht. In Wien sah man das Emporkommen des brandenburgischen Staates mit großer Besorgniß, und es wurde geradezu geäußert, dem Kaiser könne es nicht lieb sein, wenn an der Ostsee ein neuer König der Vandalen aufkomme. Daher wurde es dem Könige von Frankreich leicht gemacht, bei den Friedensverhandlungen dem Kurfürsten alle Vortheile seiner ruhmvollen Siege wieder zu entwinden. Ludwig XIV. machte es zur Bedingung aller Verhandlungen, daß die Schweden die ihnen entriffenen Länder wieder erhielten. Der Kurfürst stellte dem Kaiser vor, das seien dieselben Feinde, deren Waffen man so oft von den Thürmen und vor den Thoren Wiens gesehen, — er habe dieselben mit Aufopferung seiner Gesundheit, des Gutes und Blutes seiner Unterthanen jetzt glücklich vom Reichsboden vertrieben; er könne nicht glauben, daß man den unversöhnlichen Feind wieder zurückführen und an seine Seite setzen wolle. Aber alle solche Vorstellungen beim Kaiser und beim Reichstage fruchteten nicht, und so sah sich der Kurfürst, da er von allen Bundesgenossen verlassen, von Schweden, Polen und am Rheine wieder bedroht war, endlich genöthigt, auf Stettin zu verzichten. Es kostete ihn viele Ueberwindung; als er endlich die Feder ansetzte, um seine Einwilligung zu geben, wünschte er seufzend, nie schreiben gelernt zu haben.

Am 29. Juni 1679 wurde der Friede zu St. Germain mit Frankreich und Schweden abgeschlossen, in welchem Schweden seine Besitzungen in Pommern fast ungeschmälert wieder erhielt. Der Kurfürst gerieth in eine sehr bittere Stimmung gegen den Kaiser, welche auch in dem Texte zu erkennen ist, den er zur Predigt beim Friedensfeste bestimmte: „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen.“

24. Des großen Kurfürsten letzte Regierungszeit.

Vorübergehende Sinneigung Friedrich Wilhelm's zu Frankreich.

Die bitteren Erfahrungen, welche der brandenburgische Fürst mit seinen bisherigen Bundesgenossen gemacht hatte, bewirkten, daß er nach dem Frieden von St. Germain eine Zeit lang nicht übel Lust hatte, sich mit Frankreich zu verbünden. Er machte aus seinem Unwillen gegen den Kaiser, gegen Holland und Spanien, welche ihn beim Friedensschlusse so undankbar im Stiche gelassen, kein Hehl. An die holländische Regierung schrieb er geradezu: er könne sich weniger über die Verheerung seiner Länder durch die Franzosen, seine Feinde beklagen, als über die, denen zu Liebe er sich ins Unglück gestürzt und die ihn nicht allein nicht unterstützt, sondern ohne Rücksicht auf das Völkerrecht und trotz der feierlichsten Zusagen verlassen hätten.

Mit Spanien kam es zum offenen Bruche; merkwürdiger Weise wagt er es, die damals noch immer gewaltige Seemacht zu Wasser anzugreifen. Friedrich Wilhelm's Streben war von jeher auf die Bildung einer Flotte gerichtet gewesen, und in dieser Absicht hatte er auch mit einem holländischen Admiral Raulé einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem dieser für 5000 Thaler monatlich in den kurfürstlichen Häfen sechs völlig ausgerüstete, immer segelfertige Fregatten von zwanzig bis vierzig Kanonen unterhalten mußte. Nun war ihm Spanien nach dem früheren Bündnisse monatlich 32,000 Thaler Subsidien (Hilfsgelder) für den Unterhalt seiner Truppen schuldig; die Schuld war bis gegen zwei Millionen angewachsen, wurde aber immer und immer wieder vorenthalten. Der Kurfürst ließ daher dem Könige von Spanien sagen, er werde sich selbst Genugthuung verschaffen, und ließ seine sechs Fregatten mit 1000 Mann Besatzung aus dem Hafen von Pillau gegen spanische Schiffe auslaufen. Die kleine Flotte bemächtigte sich bei Ostende eines großen spanischen Schiffes von sechszig Kanonen, welches mit brabantischer Spitze und Tüchern beladen war, die man in Pillau für 100,000 Thaler verkaufte. Der König von Spanien war über dieses kühne Unterfangen des Kurfürsten, den er nur den „kleinen Marquis“ (Markgraf) nannte, sehr aufgebracht und befahl dem Gouverneur der spanischen Niederlande, Cleve wegzunehmen; der aber antwortete, der Marquis sei nicht so klein wie der König denke, und es würde nicht so leicht sein, die ganzen Niederlande gegen denselben zu verteidigen. Die kurfürstlichen Schiffe waren unterdeß nach Westindien gefahren und hatten dort noch zwei spanische Kauffahrer weggenommen; dann kehrten sie nach Europa zurück und wollten die spanische Silberflotte auffangen, wurden aber durch einen Kampf mit zwölf spanischen Gallionen genöthigt, sich erst nach dem portugiesischen Hafen Lagos, dann nach Pillau zurückzuziehen. War auch ihr Unternehmen nur zum geringeren Theile gelungen, so hatte

doch des Kurfürsten Kühnheit und Entschlossenheit wiederum allgemeines Erstaunen erweckt (1680).

Mit dem Kaiser gerieth Friedrich Wilhelm ebenfalls in ein sehr gereiztes Verhältniß, besonders weil gerade damals auch die schlesische Erbschaftsfrage wieder in Anregung kam. Der letzte Herzog von Liegnitz war (1675) gestorben, und das Haus Oesterreich hatte sich ohne Weiteres in den Besitz seines Landes gesetzt. Der Kurfürst war zuerst noch zu sehr mit dem pommerischen Kriege beschäftigt, um seine auf der alten Erbverbrüderung beruhenden Ansprüche mit Nachdruck geltend machen zu können. Als er aber nach dem Friedensschlusse mit diesen Ansprüchen hervortrat und den Kaiser aufforderte, ihm eine Zeit zu bestimmen, wo er die schlesischen Herzogthümer zu Lehen empfangen könnte, wurde er kurz abgewiesen; man gab ihm zu verstehen, das Haus Oesterreich werde niemals einen protestantischen Fürsten mitten in seinen Erbländern Fuß fassen lassen. Der Kurfürst vermochte für jetzt nicht zu erlangen, was erst sein berühmter Urenkel, Friedrich der Große, mit gewaffneter Hand erkämpfen mußte.

Natürlich mußten solche Vorgänge Friedrich Wilhelm immer mehr vom Kaiser abziehen, während von Frankreich aus Alles versucht wurde, um ihn für ein Bündniß zu gewinnen. Wirklich ließ er sich zum Abschlusse eines Vertrages bewegen (1682), durch welchen er sich freilich nur verpflichtete, den Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche zu vermitteln. Seine Bemühungen zur Herstellung einer Einigung waren jedoch vergeblich.

Neue Feindschaft gegen Frankreich; Schutz der französischen Reformirten. Die Hinneigung des Kurfürsten zu Frankreich war nicht von langer Dauer; dieselbe widerstrebte seinem deutschen Herzen, und als er die fortwährenden Gewaltthaten sah, welche sich Ludwig XIV. wider alle Zusicherungen gegen deutsche Länder erlaubte, konnte er es nicht länger über sich gewinnen, mit ihm verbündet zu bleiben. Vor Allem aber waren es die Verfolgungen der Protestanten in Frankreich, welche den Kurfürsten von Brandenburg, als einen ächt evangelischen Fürsten, zu sehr entrüsteten, als daß er hätte länger Ludwig unterstützen können. Friedrich Wilhelm hatte sich überall der gedrückten Evangelischen angenommen, in Polen, Schlesien, Ungarn, ja selbst in Piemont; ebenso hatte er sich schon vor vielen Jahren bei Ludwig XIV. für die verfolgten französischen Protestanten verwendet. Der König hatte das als eine Einmischung in seine Landesangelegenheiten zwar sehr übel genommen, jedoch ziemlich höflich darauf geantwortet und die Erhaltung der Privilegien der Evangelischen versprochen. Seit dem Jahre 1681 aber wurden die Bedrückungen der französischen Protestanten immer stärker und zuletzt unerträglich. Dies bestimmte den Kurfürsten, sich Oesterreich wieder zu nähern. Vollends sagte er sich von Ludwig XIV. los, als das von Heinrich IV. zum Schutz der französischen Protestanten gegebene Edict von Nantes im Jahre 1689 durch Ludwig aufgehoben, die freie Religionsübung der Evangelischen verboten und dieses Verbot mit den gewaltfamsten Mitteln zur Ausführung gebracht wurde. Nachdem die Protestanten schon vorher von allen öffentlichen Aemtern, ihre Kinder sogar von den Schulen ausgeschlossen, und ihnen aller richterlicher Schutz genommen war, begann jetzt ein grausames Befehrigungsgeschäft. Mit den Priestern zugleich wurden Dragoner in die

Häuser der Protestanten geschickt, um mit Gewalt den Uebertritt zum Katholicismus zu erzwingen. Die Evangelischen, welche ihnen zu widerstehen wagten, mußten Schmach, Elend und die bittersten Verfolgungen über sich ergehen lassen, wurden in die Gefängnisse, auf die Galeeren, sogar aufs Blutgerüste geschleppt. Um ihrer Glaubenstreue auch die Zuflucht ins Ausland unmöglich zu machen, wurde ihnen die Auswanderung verboten; so streng indeß die Grenzen bewacht wurden, so fanden dennoch an 50,000 Familien Gelegenheit, den Boden des Vaterlandes zu verlassen, Leute, welche sich fast überall durch ihre ernste Frömmigkeit und durch regsamem Fleiß die Achtung ihrer neuen Mitbürger zu erwerben wußten. Mit offenen Armen wurden sie in den meisten protestantischen Ländern aufgenommen; aber unter allen Fürsten war Friedrich Wilhelm von Brandenburg der erste, der ihnen mit thätiger Hülfe entgegenkam. Unmittelbar nach der Aufhebung des Edicts von Nantes lud er durch eine öffentliche Bekanntmachung die flüchtigen Protestanten ein, in sein Land zu kommen, und verhiess ihnen allen Schutz und alle Unterstützung, der sie zur Begründung eines neuen Hausstandes bedürftig wären. Allenthalben waren seine Gesandten angewiesen, sie auf der Reise zu unterstützen und für ihr Fortkommen auf jede Weise zu sorgen. Er ließ ihnen die freie Wahl des Wohnortes, gab ihnen Bauplätze in Städten und Dörfern nebst dem Baumaterial, gleiche Rechte und Freiheiten mit seinen übrigen Unterthanen, Geld und andere Unterstützungen zur Errichtung von Fabriken und Manufacturen, gewährte ihnen freie Religionsübung, den Unterhalt der Geistlichen, ein eigenes Consistorium, Kirchen und Schulen. Die Vornehmeren, welche nach Berlin kamen, wurden vom Kurfürsten persönlich mit dem größten Wohlwollen aufgenommen; mit lebhafter Theilnahme ließ er sich von ihnen ihre Schicksale erzählen und stellten sie bei seinem glänzenden Hofe oder im Heere oder in bürgerlichen Aemtern an. An 20,000 nützlicher Unterthanen wurden auf diese Weise dem brandenburgischen Staat gewonnen, welche in Berlin und an anderen Orten die sogenannten französischen Colonien bildeten.

Natürlich war Ludwig XIV. über diesen Schutz seiner verfolgten Unterthanen sehr erbittert, beschwerte sich darüber in sehr empfindlicher Weise, indem er auch erwähnte, er habe sich nie um die Angelegenheiten der katholischen Unterthanen des Kurfürsten gekümmert, so möge sich dieser auch nicht in die der französischen Protestanten mischen. Friedrich Wilhelm antwortete ihm jedoch sehr entschieden. Er geißelte nochmals sehr scharf das Verfahren des Königs gegen die Protestanten und fuhr dann fort: Er verfolge die Katholiken nicht und der König möge nur seine evangelischen Unterthanen so behandeln, wie er seine katholischen, dann würden sie sehr zufrieden sein. Er habe es sich besonders angelegen sein lassen, Katholiken und Evangelische gleichmäßig zu schützen, Allen Gewissensfreiheit zu gönnen und die Katholiken auch zu den städtischen und höheren Aemtern zuzulassen.

Der Bruch zwischen Frankreich und dem Kurfürsten war jetzt entschieden und die Folge davon war, daß sich dieser wieder um so enger an den Kaiser anschloß. Es kam am 22. März 1686 zwischen Brandenburg und Oesterreich ein geheimer Allianztractat zu Berlin zu Stande, in welchem Friedrich Wilhelm versprach, in allen deutschen und europäischen Angelegenheiten mit

Oesterreich gemeinschaftliche Sache zu machen, sich zunächst den französischen Uebergriffen gegen die Pfalz zu widersetzen, ferner bei einer neuen Kaiserwahl seine Stimme einem österreichischen Erzherzog zu geben und bei der Erledigung der spanischen Erbschaft für Oesterreich zu kämpfen. Der Kaiser sagte dagegen Subsidien zu. In dem Vertrage zu Berlin wurde auch die An gelegenheit der schlesischen Fürstenthümer vorläufig entschieden. Friedrich Wilhelm hatte sich bei der Weigerung des Kaisers, seine Erbrechte in Schlesien anzuerkennen, keineswegs beruhigt: immer aufs Neue hatte er die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau für sein Haus zurückgefordert und nicht minder die Ansprüche auf Jägerndorf erneuert. Aber der Kaiser blieb bei der Zurückweisung aller solchen Anträge. Erst jetzt, wo ihm selbst an einem festen Bündniß mit dem Kurfürsten viel gelegen war, verstand er sich zu einem unbedeutenden Zugeständniß. Während er Friedrich Wilhelm dazu vermochte, auf alle sonstigen Ansprüche in Schlesien zu verzichten, erklärte er sich zur Abtretung des zum Herzogthum Glogau gehörigen Schwiebuser Kreises bereit. Gleichzeitig aber verhandelte er, wie noch zu erwähnen sein wird, heimlich mit Friedrich Wilhelm's Nachfolger, dem Kurprinz Friedrich, daß dieser beim Regierungsantritt diesen Kreis für eine Geldsumme von 100,000 Thalern wieder herausgeben sollte.

Friedrich Wilhelm, der dies nicht ahnen konnte, war zufrieden, wenigstens einigen Ersatz für die ihm hartnäckig versagte Erbfolge in Schlesien erlangt zu haben. Außerdem war er über das Bündniß mit dem Kaiser sehr erfreut und beschäftigte sich nun vielfach mit dem Gedanken, wie der entscheidende Schlag gegen Frankreichs Uebermacht geführt werden könnte; in seinen kühnen Entwürfen meinte er, man müsse in das innere Frankreich selbst dringen und geradezu auf Paris losgehen, wobei er auf den Beistand der unzufriedenen Parteien und der unterdrückten Evangelischen in Frankreich rechnete. Doch blieb es bei solchen Entwürfen, deren Ausführung bei der Eifersucht der Gegner Frankreichs unter einander nicht versucht werden konnte.

Die letzten Regierungsjahre des großen Kurfürsten waren, außer der Theilnahme seiner Truppen an einem nicht eben erfolgreichen Zuge gegen die Türken, besonders den Sorgen des Friedens gewidmet, in welcher Beziehung dem trefflichen Fürsten vieles Begonnene weiter fortzubilden und noch Vieles neu zu begründen blieb.

Seewesen und Seehandel. Schon von den Träumen seiner Jugend her hatte der Kurfürst immer das Streben bewahrt, seinen Staat zu einer Seemacht auszubilden. In Holland besonders hatte er den großen Einfluß des Seewesens für den ganzen Verkehr und die Wohlfahrt eines Landes kennen gelernt und seitdem diesen Eindruck immer in sich bewahrt. Während des pommer'schen Krieges war er, wie erwähnt, mit dem holländischen Admiral Raulé in Verbindung getreten, welcher ihm für eine bestimmte Summe eine Anzahl Schiffe ausrüstete, die ihm bei seinen Eroberungen an den Küsten Pommerns erhebliche Dienste leisteten. Nach Beendigung des Krieges löste er die kleine Flotille nicht auf, sondern ließ Pillau, den Vorhafen Königsbergs, durch Raulé für die Unterbringung jener Schiffe einrichten. Schiffsbaumeister und alle Arten Handwerker wurden aus Holland berufen,

Matrosen geworben, Werften angelegt, Waarenlager und Baracken für die Seeleute erbaut. Um den Seehandel zu befördern, wurde in Königsberg eine besondere Handelsgesellschaft mit großen Rechten gegründet und dieselbe aufgemuntert, Schiffe nach der afrikanischen Küste zu senden, um mit Gold und Elfenbein zu handeln und an dem damals noch von allen Nationen betriebenen Sklavenhandel Theil zu nehmen. Der Kurfürst schickte sogar einen holländischen Schiffscapitän nach Guinea, welcher dort mit einigen Negerhäuptlingen einen Vertrag schloß, worin der Kurfürst als ihr Oberhaupt anerkannt und ihm versprochen wurde, daß sie nur mit brandenburgischen Schiffen Handel treiben und die Erbauung eines Forts auf ihrem Gebiet gestatten wollten. Nun errichtete Friedrich Wilhelm eine afrikanische Handelsgesellschaft und schickte den Major von Gröben mit zwei bewaffneten Schiffen und einer Compagnie Soldaten nach Afrika. Gröben pflanzte an der Goldküste die brandenburgische Fahne auf, kaufte ein Dorf in der Nähe, baute das Fort Groß-Friedrichsburg, welches er mit zwanzig Kanonen und einer Garnison besetzte, und kehrte mit einem Schiffe zurück, während das andere mit Sklaven zum Verkauf nach Amerika ging. Im folgenden Jahre unterwarfen sich noch mehrere andere Häuptlinge, und es wurden noch zwei kleine Forts errichtet. Eine Gesandtschaft der Negerfürsten kam sogar nach Berlin, erneuerte den geschlossenen Vertrag, erkannte des Kurfürsten Oberherrlichkeit an und wurde reich beschenkt entlassen. Später erwarb Friedrich Wilhelm noch eine Insel am Senegal und ließ auch da ein Fort erbauen.

Nach und nach aber wurde die Eifersucht der holländischen Kaufleute gegen die preussische Handelsgesellschaft rege. Die Holländer riefen alle ihre Matrosen aus dem Dienste des Kurfürsten ab und fügten seiner Marine alle erdenkliche Beeinträchtigung zu. Mehrere brandenburgische Schiffe wurden weggenommen, und die Holländer bemächtigten sich sogar einiger kurfürstlichen Forts in Afrika. Mit Mühe wurde der offene Streit verhindert, seitdem aber konnte die preussische Handelsgesellschaft zu keinem rechten Gedeihen mehr kommen. Der Kurfürst übernahm später den Handel auf eigene Rechnung, vermochte denselben aber auch nicht in Flor zu bringen. Was seinem Eifer nicht gelang, mußte unter seinen Nachfolgern, welche dem Seewesen nicht dieselbe Theilnahme widmeten, noch mehr in Verfall gerathen. Sowohl die afrikanische Handelsgesellschaft wie die Colonien wurden bald wieder ganz aufgehoben, und so sind seine Bemühungen für das Seewesen Preußens ziemlich fruchtlos gewesen. Dieselben bleiben jedoch ein denkwürdiger Beweis von der Großartigkeit seines Strebens für die allseitige Größe des brandenburgischen Vaterlandes.

Die Steuern und die Stände. Das Ziel, welches Friedrich Wilhelm verfolgte und zu dessen Erreichung er wichtige Schritte that, die Erhebung seines Staates in die Reihe der Großmächte, war natürlich nicht ohne den Aufwand großer Geldmittel zu erreichen. Die Bemühungen für die Marine, wie die fast unaufhörliche Kriegführung, der großartige Hofstaat und die glänzenden Gesandtschaften, dies Alles erforderte größere Ausgaben, als sie früher jemals stattgefunden hatten. Friedrich Wilhelm sah bis an sein Ende als Hauptbedingung der fürstlichen Macht jederzeit das stehende Heer an; zwar hatte er während der Friedenszeit sein vorher 40,000 Mann starkes

Heer nach und nach um fast die Hälfte und die besonders kostbare Reiterei um zwei Drittheile vermindert, weil die zur Erhaltung der Truppen nöthigen Summen fast unerschwinglich waren; dennoch blieben die Steuern sehr hoch, und nur durch den strengen, unbeugsamen Herrscherwillen des Fürsten konnten sie erzwungen werden. Die Hauptsteuer war die Accise, welche bald von allen Gegenständen des täglichen Verbrauchs, von Getreide, Getränken, Fleisch und Lebensmitteln aller Art, von Kaufmanns- und Fabrikwaaren, von liegenden Gründen, von dem gehaltenen Vieh und auch für die Betreibung von Handel und Gewerbe selbst erhoben wurde. Außerdem wurde eine Stempelsteuer eingeführt.

Den Ständen wurde nun bei der Bewilligung aller dieser Steuern nicht mehr viel freie Bestimmung gelassen: sie durften überhaupt nur vierzehn Tage versammelt bleiben und über nichts Anderes, als über die ihnen vorgelegten Anträge berathen, damit nicht, wie früher oft geschehen, die Zeit mit der Verhandlung von allerlei Forderungen und Bedenken verbracht würde. Dabei wurde ihnen von vorn herein mitgetheilt, daß, was sie zu wenig bewilligten, sofort auf die ländlichen Besitzungen vertheilt und militärisch beigegeben werden würde. Wenn sie Beschwerdeschriften einreichten, so erhielten sie dieselben meistens unbeantwortet zurück. Die bewilligten und nicht bewilligten Steuern wurden mit der größten Strenge eingezogen. Die Stände in Preußen erklärten schon im Jahre 1674 gerad heraus, sie wünschten gar keinen Landtag mehr und hätten um keinen gebeten, weil seit des Kurfürsten Regierung jeder Landtag nur eine Vermehrung der Abgaben gebracht habe. Friedrich Wilhelm erwiderte, er fände es auch seinerseits gar nicht nothwendig, daß sie wieder berufen würden, da sie nur neue Beschwerden erhöben und dem Lande nichts als Unkosten verursachten. Es trat immer mehr hervor, daß er völlig unabhängig von den Ständen regieren wollte und seine Souverainetät geradezu als unumschränkte Herrschaft verstand. So sehr wir nun die Erfolge seiner Regierung als heilsam für Preußen rühmen müssen, so ist es doch nicht zu verwundern, daß seine Unterthanen, zumal die vor Kurzem erst ganz mit Brandenburg vereinigten Preußen, zunächst nur den schweren Druck der neuen Regierungsart hart empfanden. Dieselben hatten keine Ahnung von den großen Zwecken, die er zum Heil und Ruhm des ganzen Vaterlandes verfolgte, und waren deshalb zu Opfern für diese Zwecke weniger bereit. Der Kurfürst selbst aber behielt das Ziel, einen großen Staat zu bilden, immer fest im Auge, und auf dieses Ziel ging er alles Widerstandes und alles Murrens ungeachtet mit sicherem Schritte los.

Sorge für Handel und Gewerbe. Vor Allem war er darauf bedacht, Handel und Wandel selbst in jeder Beziehung immer mehr zu heben, in der That der sicherste Weg, um mit der Wohlfahrt des Landes auch die Aufbringung hoher Steuern leichter möglich zu machen. Wie sehr ihm die Förderung der Manufacturen und Fabriken am Herzen lag, zeigt eine Verordnung im Jahre 1678, in welcher er sagt: Die Erfahrung lehre, daß eines Landes Wohlfahrt und Aufnehmen hauptsächlich aus inländischen Manufacturen herfließe, daher habe er aus landesväterlicher Vorsorge dahin getrachtet, auf was für Art neue Gewerke und Manufacturen in seinen Ländern gemacht würden und Gerbereien, Draht-, Sensen- und Blechhammerhütten

anlegen lassen. Ebenso richtete er zuerst ein Stahlwerk, eine Gewehrfabrik, eine Zuckersiederei, eine Gaze-, Seide- und Kreppfabrik ein und beabsichtigte auch schon die Anlegung einer Porzellan-Manufactur. Besonders war es ihm um die Hebung der Wollfabrication zu thun, und er befahl, daß Bettler, Müßiggänger und Kinder, die zur Spinnerei tüchtig wären, an Orten, wo sich Wolllenmanufacturen und Zeugmacher befänden, abgeliefert, auch Bettler und Lumpengesindel aufgegriffen und nach Spandau geliefert würden, wo ein Zucht- und Spinnhaus angelegt wurde. Auch mit dem Tabakbau und der Tabakspinnerei versuchte er es; die märkischen Landleute wollten freilich zuerst von dem fremden Genuß nichts wissen.

Besondere Fürsorge widmete der Kurfürst dem Land- und Gartenbau und gab darin durch eigene Anlagen und durch die Bewirthschaftung seiner Güter ein erfolgreiches Beispiel. Ihm ist auch die Einführung der Kartoffeln in der Mark zu danken, womit bei Berlin glückliche Versuche gemacht wurden. Die fremden Einwanderer, welche der Kurfürst herbeizog, die Franzosen, die Waldenser aus Piemont, wie die Holländer, erwiesen sich für den Landbau, wie für Gewerbe und Manufacturen als sehr nützliche neue Mitbürger; denn sie brachten nicht bloß eine achtbare Gesinnung und eine mannigfache höhere Bildung mit, sondern auch das Beispiel der Cultur, welche sich in Frankreich ungestörter entwickelt hatte, während in Deutschland viel bessere Keime durch den unglücklichen dreißigjährigen Krieg erstickt worden waren. So beförderten die geschickten und arbeitsamen Fremdlinge in vieler Beziehung den Aufschwung des gewerblichen Lebens.

25. Der große Kurfürst als Christ; sein Verhalten in religiösen Dingen. Sein Lebensende.

Friedrich Wilhelm's frommer Sinn. Nachdem wir das großartige Wirken und Schaffen Friedrich Wilhelm's nach allen Seiten kennen gelernt haben, müssen wir noch einmal auf den tieferen inneren Grund seines mächtigen Geisteslebens zurückkommen, auf den wahrhaft religiösen Sinn und den festen Glauben, welcher das Innerste seines Gemüths erfüllte. Er hatte die evangelische Wahrheit nicht nur von treuen Lehrern und Erziehern, sondern vornehmlich aus dem Munde dreier gottesfürchtiger Frauen, seiner Großmutter Anna, seiner Mutter und seiner Tante, der Königin Marie Eleonore von Schweden, vernommen, und von früh auf war ihm durch deren Beispiel der stete Verkehr mit Gott, inniges Gebet mit Herzen und Munde eine theure Gewohnheit geworden. Der Wahlspruch, mit dem er nach damaliger Fürstensitte sein Wünschen und Streben bezeichnete, war aus den Psalmen entnommen: „Herr, thue mir kund den Weg, darauf ich gehen soll.“ Früh und spät im gewöhnlichen Laufe des Lebens und bei allen außerordentlichen Begebenheiten, die ihn beugten oder erhoben, vor allen wichtigen Unternehmungen, brachte er öffentlich oder in seinem Gemache dem Herrn Gebet und Fürbitte vor. Seinen Umgang mit Gott unterbrachen auch die häufigen Kriegszüge nicht, und strenge hielt er darauf, daß selbst im Felde seine Truppen, mochte früh oder spät aufgebrochen werden, ihr Morgen- und Abendgebet verrichteten. War ein Sonntagsmarsch unvermeidlich, so ließ er wenig-

stens eine halbe Stunde lang Halt machen und durch den Feldprediger ein Gebet halten, welchem er selbst, auf seinen vor sich hingestellten Degen gestützt, andächtig zuhörte, bis er commandirte: „Mit Gott! marsch Kinder.“ Oft fühlte er sich getrieben, allgemeine Bet- und Bußtage oder Dankfeste anzuordnen, wenn nämlich ihm, seinem Hause und seinen Landen große Gefahr drohte, oder wenn ihnen große Wohlthat und Rettung aus solcher Gefahr widerfahren war. Das neue Testament und die Psalmen begleiteten ihn auf allen seinen Kriegszügen. Regelmäßig besuchte er die Kirche, hörte an jedem Sonn- und Feiertage Vormittags die Predigt und Nachmittags die Erklärung der Psalmen. Gern unterhielt er sich im Familienkreise, namentlich mit seiner geliebten Gattin Luise Henriette von geistlichen Dingen. Die Wirkung des ernstesten Glaubens bewährte sich an ihm vorzüglich in der Zuversicht zu Gott, womit er die ihm auferlegten Herrscherpflichten erfüllte. Ihm schrieb er alle Erfolge und die Siege zu, welche er erfocht; die zum Andenken an seinen glorreichen Kriegstag, an den Sieg von Fehrbellin, geschlagene Medaille führte nach seinem Befehle auf der einen Seite die aus dem Psalm entnommene Inschrift: „Das ist vom Herrn geschehen und ist wunderbarlich in unsern Augen“, während die Inschrift auf der andern Seite mit den Worten schließt: „Gott allein die Ehre.“

Friedrich Wilhelm's Eifer für christliche Zucht und Sitte und für kirchlichen Frieden; Unionsversuche. In seinem ernstesten Glauben wurzelte auch der löbliche Eifer, womit er Zucht und christliche Sitte in seinen Landen durch eigenes Beispiel, wie durch treffliche Verordnungen wieder herzustellen und aufrecht zu erhalten und den geistlichen Stand durch Ausscheidung unwürdiger Mitglieder zu reinigen und zu heben bemüht war; nicht minder hatte ächter Glaube auch an seinem Bestreben Antheil, unter den in seinem Reiche neben einander wohnenden Anhängern verschiedener christlicher Confessionen Frieden zu stiften, so sehr er auch hierdurch bei den eifrigen Lutheranern Anstoß erweckte und sogar zu harten Maßregeln gegen einen berühmten Glaubenshelden veranlaßt wurde.

Wir haben schon in dem bisherigen Verlaufe unserer Geschichte gesehen, mit welcher Erbitterung die Anhänger der beiden protestantischen Bekenntnisse gegen einander standen und sich ärger anfeindeten und verfolgten, als es selbst von Protestanten gegen Katholiken geschah. Diese Feindschaft dauerte auch beim Regierungsantritte des großen Kurfürsten fort, und von allen Kanzeln mußte man gegenseitige Verfeinerung und Verunglimpfung hören.

Friedrich Wilhelm aber, so sehr es ihm selbst mit dem Glauben tiefer Ernst war, legte doch den Lehren, durch welche sich die Lutherischen von den Reformirten unterschieden, nicht eine so überwiegende Bedeutung bei, um die tiefere Gemeinsamkeit ihres Glaubens darüber zu verkennen, und von Anfang an war ihm daran gelegen, jenem übermäßigen Eifer ein Ziel zu setzen und wo möglich eine Versöhnung der streitenden Bekenntnisse herbeizuführen. Kurz vorher hatte sein Schwager, der Landgraf Wilhelm von Hessen, dasselbe Ziel erreicht, indem bei einem Religionsgespräch reformirter und lutherischer Geistlichen in Kassel wirklich eine Vereinigung ermöglicht wurde. Friedrich Wilhelm machte den Versuch, ob auch unter seinen Geistlichen eine Verständigung erzielt werden könnte. Zunächst erließ er eine Verordnung zur Beför-

berung der Einträchtigkeit zwischen den reformirten und lutherischen Predigern und Unterthanen. Er erinnerte daran, daß schon sein Großvater Johann Sigismund allen in Religionsmeinungen Abweichenden Gnade und Schutz ohne Unterschied angedeihen lassen, auch im Jahre 1614 das unnöthige Gezänk auf den Kanzeln und das Verketzern der Reformirten untersagt habe. Er habe nun erfahren, daß nur Wenige jene Verordnung in Acht nähmen, wegen sie die Freiheit des Gewissens und des Gottesdienstes nur auf Zanksucht und Verdammn der Reformirten deuteten, ja gegen andersgläubige evangelische Christen mehr eiferten, als gegen öffentliche Trunkenbolde, Wucherer und andere Sünder. Solch unchristlich Verfahren wolle er nicht mehr dulden; Eiferer und Zeloten, welche glaubten, daß durch diese Verordnung ihr Gewissen zu eng gespannt würde, könnten sich nach anderer Gelegenheit außerhalb des Kurfürstenthums umthun, wo ihnen das unchristliche Verdammn anderer Christen nachgesehen würde. Zugleich verbot er den Theologie-Studirenden den Besuch der Universität Wittenberg, weil dort das unzeitige Verdammn, Verlästern, Verläumben und falsche Andichten immer zunehme, während er immer dahin getrachtet, daß das Verdammn und Verlästern eingestellt, christliche Duldung und evangelische Bescheidenheit befördert, wahre Gottesfurcht und Nächstenliebe gelehrt werde.

Nach dem Beispiel seines Schwagers, Wilhelm von Hessen, ordnete er nun die Haltung eines Religionsgespräches in Berlin an, zu welchem er lutherische, wie reformirte Geistliche nebst einigen Mitgliedern seines Geheimen Rathes unter dem Voritze des frommen und gemäßigten Oberpräsidenten von Schwerin berief. Dieser Versuch einer Versöhnung scheiterte jedoch an der Abneigung der Lutheraner, auf irgend eine Verständigung einzugehen. Nachdem die Conferenz erfolglos geblieben, erließ der Kurfürst eine neue Verordnung gegen alle Verunglimpfung, welche sich die Anhänger beider Bekenntnisse gegenseitig von den Kanzeln zufügen möchten (1664). Die Widerspenstigen wurden mit Amtsentsetzung bedroht und zugleich verlangt, daß alle Geistlichen sich durch einen schriftlichen Revers verpflichten sollten, die Vorschriften der neuen Verordnung genau zu beobachten. Diese Forderung erweckte die größte Aufregung unter den eifrigen Lutheranern: auch viele wahrhaft fromme unter denselben fanden es mit ihrem Gewissen nicht vereinbar, gegen die reformirten Lehren, welche sie der Seligkeit gefährlich hielten, nicht öffentlich Zeugniß abzulegen, und verweigerten daher mit aller Entschlossenheit die Unterschrift, welche man von ihnen verlangte. Da alle Drohungen nichts halfen, wurden mehrere der entschiedensten ihres Amtes entsetzt, besonders zwei der angesehensten und ehrwürdigsten Berliner Geistlichen.

Paul Gerhardt. Die allgemeinste Theilnahme unter den Geistlichen, welche von der Absetzung betroffen wurden, erregte besonders das Schicksal des berühmten kirchlichen Sängers Paul Gerhardt.

Ein Sachse von Geburt, bekleidete derselbe seit dem Jahre 1657 das Amt eines Diakonus an der Nicolairkirche in Berlin. Die tiefe und einfachschlichte Frömmigkeit, welche auch aus seinen zahlreichen Kirchenliedern überall hervorleuchtet, machte ihn zu einem ächten Manne des Volkes im schönsten Sinne; nicht nur seine Gemeinde, sondern ganz Berlin und die Mark hingen an ihm mit inniger Verehrung. Er war dem lutherischen Glauben mit tiefer

Ueberzeugung ergeben, ohne jedoch mit seinen Gefinnungsgeossen in den Fehler unchristlichen Eifers und Kästerns zu verfallen. Er ließ sich in dieser Beziehung niemals Etwas zu Schulden kommen und erfreute sich deshalb der besondern Günst und Gnade des Kurfürsten, welcher sich nebst seiner Gemahlin Luise Henriette an den frommen geistlichen Liedern Gerhardt's innig erquickte. Als aber Friedrich Wilhelm mit dem Plane einer Vereinigung der beiden Kirchen hervortrat, fand er auch bei dem sonst so stillen und bescheidenen Diakonus lebhaften Widerstand, und dieser wandte als Theilnehmer des vom Kurfürsten angeordneten Religionsgesprächs seinen ganzen Einfluß an, um dies Unternehmen scheitern zu lassen. Ebenso gehörte er zu denjenigen, welche sich entschieden weigerten, den geforderten Revers wegen Vermeidung beleidigender Neben gegen die Reformirten zu unterzeichnen. Er wurde vor das Consistorium gefordert, wo der Oberpräsident von Schwerin ihn durch die freundlichsten, aber zugleich dringendsten Vorstellungen zur Unterschrift zu bewegen suchte. Er sagte ihm: „Das gute Zeugniß, welches eure Gemeinde über euch ablegt, die Liebe, die ihr allenthalben genießt, und das Vertrauen, mit dem man euch entgegenkommt, dies Alles läßt uns hoffen, daß ihr nicht allein ein treuer Diener eurer Kirche, sondern auch ein treuer Unterthan unseres durchlauchtigsten Kurfürsten seid. Ich kann euch nur das rühmlichste Zeugniß geben, daß ihr jederzeit bei allem euerem Festhalten an dem lutherischen Bekenntnisse doch mit Mäßigung und christlicher Duldsamkeit über die streitigen Lehrpunkte euch ausgelassen und namentlich auf der Kanzel euch fern und frei gehalten habt von jeder Erbitterung. Auf euch hat Seine kurfürstliche Durchlaucht zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens nicht wenig gerechnet.“ — Gerhardt erwiderte hierauf, daß, wenn er wirklich bisher in seinem Amte und Leben dem Kurfürsten zu keiner Ungnade Anlaß gegeben habe, man ihm auch für die Folgezeit ohne die Unterschrift des Reverses solches zutrauen möge; ein treulich und ehrlich gemeintes Versprechen müsse hinreichen. Da man dennoch in ihn drang, die Unterschrift zu leisten, blieb er mit aller Ruhe und Festigkeit dabei, daß dies seinem Gewissen zuwider sei. Der Präsident bat ihn, acht Tage Bedenkzeit anzunehmen; erst willigte er ein, gleich darauf aber stand er auf und sprach: „Hochwürdige und gnädige Herren, ich habe ein Versprechen gegeben, das ich nicht halten kann. Ich darf die acht Tage Bedenkzeit nicht annehmen, ich weiß, daß ich mich in meinen Gedanken nicht ändern werde. Das Zeugniß, welches ich heute abgelegt, werde ich, so wahr mir Gott helfe, ablegen bis zu meinem Tode. Ich kann den Revers nun und nimmermehr unterschreiben. Ich bin ein Knecht meines Herrn, ich stehe und falle meinem Herrn.“ So wurde denn auch gegen ihn die Absetzung ausgesprochen. Aber sofort regte es sich in der ganzen Bürgerschaft. Man konnte und wollte es nicht glauben, daß der treffliche und so milde Mann der Stadt entrißen werden sollte. Die Bürgerschaft und sämtliche Gewerke wandten sich an den Magistrat, damit dieser Fürsprache beim Kurfürsten einlegte. Aber die Vorstellungen des Magistrats vermochten des Kurfürsten Unwillen nicht zu besänftigen, denn gerade wegen des großen Ansehens, in welchem Paul Gerhardt stand, fürchtete er um so mehr, daß das Beispiel seines Widerspruchs eine gefährliche Wirkung haben würde. Selbst die gesammten Stände der Mark trugen

dem Kurfürsten vergeblich eine Fürbitte für den allverehrten Gottesmann vor; erst der Fürsprache der frommen Kurfürstin Luise Henriette, welche ihren Gemahl in einem glücklichen Augenblicke durch die Erinnerung an Paul Gerhardt's köstliche Lieder zu rühren wußte, gelang es, ihn zur Gnade zu stimmen. Friedrich Wilhelm ließ dem Magistrat schreiben, da er gegen Gerhardt keine weitere Klage vernommen habe, als daß er sich weigere, die Edicte zu unterschreiben, da er somit annehmen könne, daß Gerhardt die Meinung der Edicte nicht recht begriffen habe, so wolle er ihn in sein Amt wieder völlig einsetzen und ihm die Unterschrift des Reverses erlassen.

Ganz Berlin jubelte über diese unverhoffte Begnadigung, aber die Freude war voreilig; denn Paul Gerhardt selbst glaubte die Gunst nicht annehmen zu dürfen, weil der Kurfürst sie darauf begründete, daß er die Meinung der Edicte nicht recht begriffen habe. Er war überzeugt, daß er dieselbe sehr wohl begriffen habe, sagte, daß er ohne ein unbefangenes Gewissen sein Predigtamt nicht wieder antreten könne, und widerstand allen Bitten und Vorstellungen seiner Freunde. Noch einmal wandte sich die Bürgerschaft an den Kurfürsten, um eine veränderte Form der Begnadigung zu erlangen, aber derselbe war jetzt wegen der unerwarteten Hartnäckigkeit des Geistlichen doppelt erbittert und schlug jede weitere Begünstigung ab. Paul Gerhardt mußte sein Amt niederlegen und sah sich genöthigt, mit Frau und Kindern außerhalb des Kurfürstenthums eine neue Stätte zu suchen. Die Sage erzählt nun, er sei mit seiner Familie ohne irgend eine Aussicht auf anderweitige Versorgung nach Sachsen heimgewandert. Als sie des Abends in einer Grenzstadt ausgeruht, sei die schwer leidende Frau von tiefer Bekümmerniß heimgesucht worden; Paul Gerhardt habe sie zu trösten versucht und sie an den Vers der Psalmen erinnert: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.“ Selbst sehr ergriffen von diesen Worten, heißt es weiter, ging er in den Garten, setzte sich auf eine Bank und dichtete das schöne Lied: „Befiehl du deine Wege,“ welches sich genau an die Worte jenes Bibelverses anschließt; er und seine Frau wurden durch das herrliche Lied, an welchem sich seitdem die ganze evangelische Christenheit erquickt, mit neuer Zuversicht erfüllt. Noch an demselben Abende aber kehrten zwei fremde Herren in demselben Gasthof ein und erzählten, daß ihr Fürst, der Herzog von Merseburg, sie nach Berlin schicke, um den abgesetzten Paul Gerhardt aufzusuchen. Seine Frau erschrak darüber, neues Unheil besorgend, Gerhardt aber gab sich zu erkennen, und sogleich wurde ihm von den beiden Herren ein Schreiben des Herzogs eingehändigt, worin ihm ein ansehnliches Jahrgehalt zugesichert war. Tief gerührt zeigte er das Schreiben seiner Gattin und erinnerte sie an den Bibelvers, dessen Wahrheit sich so schnell bewährt habe. Dieser Vorgang ist freilich, wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, nicht ganz richtig, da das berühmte Lied lange vor der Absetzung des frommen Dichters verfaßt war, aber die Erzählung giebt doch ein treues und schönes Bild von der Stimmung des trefflichen Gottesmannes und von den Gnadenerweisungen, welche ihm in seiner tiefen Noth von oben zu Theil wurden. Paul Gerhardt erhielt im folgenden Jahre einen Ruf als Geistlicher nach Lübben, wo er zur Ehre Gottes noch lange treulich gewirkt hat.

Die Kurfürstin Luise Henriette (von Dranien). Unter den Vertrauten Friedrich Wilhelm's war Niemand, auf den er in geistlichen Dingen so gern gehört, wie auf den Rath seiner trefflichen Gemahlin, der bereits öfter erwähnten Luise Henriette aus dem Hause Dranien. Dieselbe war eifrig reformirt, vor Allem aber von ächter, demüthiger Frömmigkeit und von christlicher Liebe erfüllt. Eifrig in Gebet ließ sie sich auch die religiöse Erziehung ihrer Kinder neben der wissenschaftlichen Ausbildung derselben sehr angelegen sein. Sie war ihrem Gemahle bei seiner umfassenden und anstrengenden Thätigkeit eine wahre Stütze; mit inniger Liebe war sie ihm treu ergeben und folgte ihm trotz ihrer schwachen Gesundheit fast auf allen seinen zahlreichen Reisen und selbst auf seinen Kriegszügen; denn es war ihr unerträglich, von ihm getrennt zu sein. „Ich will lieber alle Unbequemlichkeiten der Welt haben und bei ihm sein,“ schrieb sie einst, „als alle Bequemlichkeiten der Welt haben und ihn nicht sehen.“ Der Kurfürst erwiderte diese innige Liebe, und selbst in den ernstesten Staatsangelegenheiten war es ihm Bedürfnis, sich mit ihr zu berathen; oft verließ er die Sitzungen seines geheimen Rathes und sprach mit ihr über die vorliegenden Sachen. Selbst auf Friedensunterhandlungen übte sie einen gewissen Einfluß, besonders soll sie an dem Abschlusse des Friedens von Oliva Theil gehabt haben. Ihr landesmütterliches Herz war gerührt von dem großen Kriegselende in Preußen und sie sagte, ihr Gemahl könne es vor Gott nicht verantworten, wenn er demselben keine Erleichterung gewährte. Vor Allem aber entsprach es ihrem ächt weiblichen und frommen Sinne, durch ihre Fürbitte so viel als möglich die Strafen der Verbrecher zu mildern. Den Armen endlich war sie eine wahre Mutter und christliche Fürsorgerin; überall war sie den Nothleidenden mit Rath und Hülfe nahe. Deshalb erwies ihr auch das Volk eine innige Verehrung. Das Waisenhaus in Dranienburg, welches von ihr gegründet wurde, hat das Andenken ihrer Wohlthätigkeit verewigt. Zu früh für den Kurfürsten und für die Liebe des Volkes starb sie schon am 18. Juni 1667 in noch nicht vollendetem vierzigsten Jahre. Eine zweite Gemahlin des großen Kurfürsten, Dorothea von Holstein-Glücksburg, vermochte ihm jenen herben Verlust niemals zu ersetzen, und er soll öfter in wehmüthigem Anschauen vor Luise's Bild gestanden und in Thränen ausgerufen haben: „O Luise, wie sehr vermisse ich dich und deinen Rath.“

Nicht bloß als Gattin, Mutter und Fürstin hat Luise Henriette ein ruhmvolles Andenken hinterlassen, auch als Dichterin geistlicher Lieder wird sie in der evangelischen Kirche hoch geehrt. Gewiß hat vorzüglich Paul Gerhardt's herrliches Vorbild belebend und anregend auf sie gewirkt; der Kurfürst selbst hatte vier ihrer geistlichen Lieder herausgegeben, unter welchen zwei, „Jesus meine Zuversicht“ und „Ich will von meiner Missethat zum Herren mich bekehren“ als kostbare Kleinode des evangelischen Liederschazes allgemein in Ehren gehalten werden.

Häuslicher Kummer des Kurfürsten. So glorreich des Kurfürsten Wirken bis an sein Lebensende war, so wurde doch zuletzt die Freude daran durch die Verhältnisse in seinem eigenen Hause getrübt. Seine zweite Gemahlin lebte mit den Kindern erster Ehe in fortwährendem Unfrieden, und es kam in der Mißstimmung und Feindseligkeit so weit, daß man sich von allerlei Nachstellungen gegen den Kurprinzen Friedrich erzählte. Böse Auf-

tritte, welche dieser mit seiner Stiefmutter hatte und bei welchen sie heftige Drohungen gegen ihn austief, brachten ihn so weit, daß er sich am Hofe nicht mehr sicher glaubte und nach Kassel zur verwittweten Landgräfin floh, mit deren Tochter er verlobt war. Zwar erfolgte eine Ausöhnung, aber kaum war er an den Hof zurückgekommen, so erkrankte er plötzlich nach einem Besuche bei der Stiefmutter, wodurch in ihm neuer Verdacht gegen dieselbe rege wurde. Sicherlich war solcher Verdacht ganz unbegründet, da die Kurfürstin einer verbrecherischen Handlung nicht fähig war, aber man ersieht aus diesen Vorgängen, wie tief der Zwiespalt in der fürstlichen Familie war. Dorothea konnte nun den Gedanken nicht ertragen, daß der Kurprinz einst Herr des ganzen Staates werden, ihre eigenen Kinder aber ohne Besitz bleiben sollten, und sie benutzte ihren bei zunehmender Kränklichkeit des Kurfürsten wachsenden Einfluß, um denselben zur Aenderung seines Testamentes in der Art zu überreden, daß er seine Länder unter alle Söhne theilte. Es ist fast unbegreiflich, wie Friedrich Wilhelm eine solche Theilung zugeben konnte, welche nicht nur dem alten Hausgesetze, sondern auch seinen eigenen Bestrebungen in Betreff der Gründung eines mächtigen Staates so ganz zuwiderlief, — aber der alte Kurfürst hatte von jeher eine geringe Meinung von den Fähigkeiten des Kurprinzen gehabt und mochte daran verzweifeln, daß dieser das von ihm begonnene Werk fortführen würde. Nun kam noch die Mißstimmung über das unehrerbietige Verhalten des Prinzen gegen die Mutter hinzu, welches den Kurfürsten so aufbrachte, daß er denselben am liebsten ganz enterbt hätte. In den Verhandlungen mit dem Kaiser wegen des erwähnten im Jahre 1686 abgeschlossenen Bündnisses suchte Friedrich Wilhelm auch die kaiserliche Bestätigung seines Testamentes zu erhalten, der Kurprinz aber verhandelte, wie bereits erwähnt, heimlich mit Oesterreich und erklärte sich bereit, den Schwiebuser Kreis in Schlesien wieder herauszugeben, wenn der Kaiser ihn im Besitze aller brandenburgischen Länder schützen wollte. Um den Preis dieser Zusage ist denn wirklich die Einheit des Staates nach dem Tode des großen Kurfürsten erhalten worden.

Der Tod des großen Kurfürsten. Groß und würdig, wie das Leben Friedrich Wilhelm's, war auch sein Sterben eines der erhabensten Beispiele, wie ein christlicher Fürst sterben soll.

Ein bitterer Schmerz, den er im Frühjahr 1687 erlebte, der Tod seines dritten Sohnes, des blühenden Prinzen Ludwig, beugte ihn sehr darnieder, — dazu kamen körperliche Leiden; Sichtsbeschwerden, welche ihn schon seit Jahren heimgesucht hatten, gingen im Frühjahr 1688 in Wassersucht über und bald nach dem Osterfeste nahm dieselbe einen lebensgefährlichen Charakter an. Als er sein Ende herannahen fühlte, bestellte er in aller Stille, um seine Gemahlin und seine Kinder nicht zu betrüben, seine letzten Angelegenheiten. Der 17. April war der Tag der gewöhnlichen Geheime-Raths-Sitzung. Er hatte die Nacht schlaflos zugebracht, doch ließ er sich am Morgen früh im Bette ankleiden und in den gewöhnlichen Rathssaal tragen, wo auf seinen Befehl der Kurprinz Friedrich und die geheimen Räte versammelt waren. Hier redete er zunächst den Kurprinzen mit fester Stimme also an: „Ich halte dafür, es ist anjeto das letzte Mal, daß ich diesem Rathe beizuhohne; denn die Schwachheit meines Körpers hat zu sehr überhand genom-

men, und die Sanduhr meines Lebens wird bald abgelaufen sein. Was für eine langwierige, mühsame und mit schweren Kriegen stets beunruhigte Regierung ich gehabt, ist aller Welt zur Genüge bekannt. Hierdurch haben meine lieben Unterthanen wider allen meinen Willen nothwendig gar sehr mitgenommen werden müssen. Dem allen ungeachtet hinterlasse ich Euch durch Gottes Gnade anjeho Eueren Staat in Frieden und ziemlichem Wohlstande, wenigstens weit blühender, als mir derselbe von meinem in Gott ruhenden Herrn Vater hinterlassen worden. Mein Ziel war darauf gerichtet, mein kurfürstliches Haus in Ruf, Flor und Ansehen zu bringen. Ich zweifle nicht, mein Sohn, Ihr werdet, wie in der Regierung, also auch in denen Staatsmaximen, wodurch ich den Staat glücklich beherrschte, mein Nachfolger sein, vor allen Dingen Gott vor Augen haben, Euerer Unterthanen herzlich lieben, treue Rätthe hören und ihnen folgen, und das Heft der Waffen nicht aus den Händen lassen, denn dadurch muß nächst göttlicher Hülfe die Sicherheit Euerer Länder und der so sauer erworbene Ruhm des Kurhauses Brandenburg hauptsächlich maintainirt werden. Mit allem Fleiße seid darauf bedacht, den Ruhm, welchen ich Euch als ein Erbtheil hinterlasse, zu wahren und zu mehren.“

Hierauf zu den Rätthen gewandt, dankte er ihnen für die ihm bewiesene Treue und redlichen Dienste und forderte sie auf, solche hinfüro auch seinem Sohne zu erweisen. „Ich hätte herzlich gewünscht,“ fügte er hinzu, „meinen armen Unterthanen noch vor meinem Ende einige Erleichterung zu schaffen; daß ich aber dazu nicht gelangen können, ist den bisherigen trübseigen Zeiten und anhaltenden Unruhe, wie Ihr selbst am besten wisset, zuzuschreiben.“

Alle Anwesenden waren tief ergriffen. Der Kurprinz konnte vor Wehmuth und Schluchzen seine Dankagung nicht vollenden und der alte Herzog von Schomberg als Erster im Rathe, nach ihm alle Uebrigen, nahmen unter Thränen Abschied von dem geliebten Herrn. Dieser war davon so gerührt, daß er nicht mehr sprechen konnte und nur mit der Hand seine große Freude über ihre Anhänglichkeit zu erkennen gab. Darauf schritt man noch zum Vortrag einiger wichtiger Staatsangelegenheiten, welche der geistesstarke Mann mit so gelassenem Gemüthe und so scharffinnigem Verstande beurtheilte, als wäre er bei vollkommener Gesundheit.

Nach beendigter Rathssitzung ließ er sich wieder in sein Schlafgemach bringen, wohin er den Kurprinzen allein berief. Mit nachdrücklichen und rührenden Worten ermahnte er denselben hier nochmals, Allem genau nachzukommen, was er ihm aus väterlichem, treuemeinendem Gemüthe theils mündlich vorgestellt, theils schriftlich hinterlassen habe, sofern er der göttlichen Gnade und der Kraft des väterlichen Segens theilhaftig werden wollte. Der Kurprinz warf sich zu seinen Füßen und bat ihn um Verzeihung der Fehler, die er begangen, und um seinen Segen. Der Vater segnete ihn. Dann schenkte er allen Angehörigen und Dienern werthvolle Gaben der Erinnerung und suchte seine in lauten Schmerz ausbrechende Gemahlin zu trösten, indem er zu ihr sprach: „Wie nun, liebste Gemahlin, ich bitte, faßt Euch ein wenig! es muß doch einmal geschieden sein und eins dem andern vorangehen. Vor mich habe ich genug gelebt und von meinem Gotte unzählige Wohlthaten empfangen. Wäre es denn nicht billig, daß ich demjenigen die Seele wiedergebe, von dem ich sie erhalten? Ich bin bereit, dieses sterbliche Leben nach

meines Gottes Willen zu beschließen, und seid versichert, daß wir uns demaleinst in der frohen Ewigkeit gewiß wiederum vereinigen werden.“

Am Nachmittage kamen die beiden Hofprediger aus Berlin zu dem Kranken nach Potsdam. Er empfing sie mit den Worten des Apostels: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr geben wird an jenem Tage.“

„Allerdings,“ erwiderte der eine Geistliche, „sei es eine große Glückseligkeit für einen Regenten, wenn er auf seinem Sterbebette mit Hiskia sprechen könne: Gedenke doch, Herr, wie ich vor dir gewandelt habe in der Wahrheit mit vollkommenem Herzen,“ — der Kurfürst aber fiel ihm in die Rede und bekannte sich als einen sündigen Menschen, der seiner Schwachheit gar wohl eingedenk sei, der aber auch wisse, daß seine Sünden mit dem Blute Jesu Christi, auf dessen Verdienste er einzig und allein sein Vertrauen gesetzt, abgewaschen wären.

Am Abende trafen auch die übrigen kurfürstlichen Kinder und die Kurprinzessin aus Berlin ein: der Kranke ließ sie alle zu sich ins Gemach treten, ermahnte sie, Gott vor allen Dingen stets vor Augen zu haben und im Glauben zu verharren. Dann ließen sie sich auf die Kniee nieder, küßten seine Hände und empfingen seinen väterlichen Segen.

Der folgende Tag verging unter geistlichen Gesprächen. Während der Andachtsübungen verfiel der Fürst in eine tiefe Ohnmacht; beim Erwachen wünschte er seine Kinder nochmals zu sehen und erholte sich in den innigsten Liebesbezeugungen gegen dieselben. Dann gedachte er nochmals der verfolgten Protestanten, die er in sein Land aufgenommen. „Ich habe,“ sagte er, „noch eine andere Familie, eine, die ich nach dem Gebote der Nächstenliebe aufgenommen, die mir aber nicht weniger theuer ist, als meine natürliche Familie. Das ist die große Zahl der Flüchtlinge, deren Kirchentrümmer ich aus Frankreich gerettet und welche ich nach dem unglücklichsten kirchlichen Schiffbruche in meine Staaten, wie in einen sicheren Hafen, aufgenommen habe.“ Auch klagte er noch über den Mangel an Duldsamkeit, welcher noch immer zwischen den protestantischen Parteien herrsche. Die Nacht über blieb er allein und stärkte sich von Zeit zu Zeit in brünstigem Gebete.

Da seine Kräfte zusehends abnahmen, ließ er seine tiefbetrübten Kinder zum letzten Male zu sich rufen, und als sie weinend um ihn standen, sagte er mit gelassener Miene: „Er käme sich anjeto nicht anders vor, als wie der Erzwater Jacob, da er seine Kinder segnete, dann rief er: „Wann werde ich doch dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue? Komm, Herr Jesu, ach komm, Herr Jesu, ich bin bereit!“ Gott erhörte das Verlangen seiner Seele, denn schon gegen 9 Uhr desselbigen Morgens unter dem herrlichen Bekenntnisse: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,“ entschlummerte er so sanft, daß er nach Neigung des Hauptes sich selbst die starren Augen zudrückte.

So starb am 29. April 1688 nach 48jähriger Regierung der große Kurfürst von Brandenburg. Wohl trägt er den Beinamen des Großen mit gutem Fug und Recht; denn er hat dem Staate, welchen er in der tiefsten Zerrüttung fand, alle die Triebe einer großen Entwicklung eingepflanzt, welche unter seinen Nachfolgern zur Reife kamen und Preußen zu einem

mächtigen Staate erhoben. Er hatte den Umfang des Landes um ein Drittheil vermehrt (von 1370 auf 1930 Quadratmeilen), die Bevölkerung um eben so viel (bis auf etwa 1,500,000 Einwohner), die Einkünfte um das Vierfache (von 500,000 Thaler auf 2½ Millionen), das Heer völlig neu errichtet und um das Sechsfache vermehrt (von 4000 auf 24,000 Mann), die vorenthaltenen Festungen wieder erworben, verstärkt und wohl versehen und den Schatz gefüllt; der unbeschränkten Gewalt hat er die Bahnen gebrochen, eine Macht gebildet, wie sie vor ihm unbekannt war, und dem Hause Brandenburg eine Bedeutung unter den europäischen Staaten gegeben, wie sie keiner seiner Vorfahren hatte ahnen können. So viele ausgezeichnete Fürsten auch Friedrich Wilhelm unter seinen Vorfahren zählte, so gebührt doch ihm allein der Ruhm, in allen Beziehungen der Gründer der preussischen Monarchie gewesen zu sein, und so viele Verdienste sich auch seine Nachfolger um dieselbe erwarben, so hoch sie durch das Genie Friedrich's des Großen stieg, so sind doch alle nur auf dem Wege fortgeschritten, den er zuerst einschlug und den nicht zu verlassen er sterbend seinen Sohn ermahnte*).

*) Stenzel II. 474. 478.

Friedrich III. Kurfürst von Brandenburg, später
Friedrich I. König in Preußen.
(1688—1713.)

26. Friedrich's Regierung bis zur Annahme der Königskrone.
(1688—1701.)

Friedrich's Erziehung, Eigenschaften und Regierungsantritt.
Friedrich, des großen Kurfürsten zweiter Sohn, welcher demselben zunächst als Kurfürst Friedrich III. folgte, war nicht einer der hervorragenden Fürsten, welche durch großartige Handlungen oder weise Einrichtungen dem Aufblühen ihrer Staaten neue Bahnen bereiten, aber er war dennoch bestimmt, eine wichtige Stelle in der Reihe der hohenzollernschen Fürsten auszufüllen und durch einen bedeutsamen Schritt das gemeinsame Werk derselben weiter zu fördern. Die Macht, welche durch seine Vorfahren, besonders durch seinen ruhmreichen Vater begründet war, sollte durch ihn auch den ihr gebührenden Namen erhalten: an Einfluß und Ansehen standen die brandenburgischen Regenten bereits weit über den übrigen Kurfürsten des Reiches, vielen selbstständigen Königen gleich, Friedrich war es vorbehalten, nun auch den königlichen Titel zu erwerben.

Friedrich war am 11. Juni 1657 geboren, nicht als Kurprinz, denn es lebte damals noch ein älterer Sohn des großen Kurfürsten, der Kurprinz Karl Emil (geboren 1655). Beide Knaben waren dem trefflichen Geheimen Rathe Otto von Schwerin, einem wissenschaftlich gebildeten und praktisch bewährten Manne, übergeben, Friedrich aber erhielt in seinem sechsten Jahre den durch Studien und Reisen vielfach gebildeten Eberhard von Dankelmann zum besonderen Lehrer und Erzieher. Der Prinz war mit einem schwächlichen und etwas verwachsenen Körper geboren und seine körperliche, wie geistige Entwicklung ging etwas langsam vor sich. Die zärtliche Mutter, Kurfürstin Luise Henriette, hörte zuerst mit Besorgniß, daß Dankelmann den zarten Prinzen bei den Lectionen öfters etwas ansahre, doch überzeugte sie sich, daß der Erzieher es gut meinte und nur darnach trachtete, den Knaben an eine ernstere Thätigkeit zu gewöhnen. Auch Kurfürst Friedrich Wilhelm erkannte Dankelmann's Verdienste um des Prinzen Erziehung gern an und gab ihm zum Lohne eine Stelle als Kammerrath. Friedrich erwarb in den Wissenschaften und in Sprachen gute Kenntnisse; sein Charakter nahm im Wesentlichen gleichfalls eine glückliche Richtung, nur entwickelte sich in ihm neben großer Gutmüthigkeit und Weichheit des Gemüthes frühzeitig ein

gewisser Hang zur Eitelkeit und zu äußerem Prunke. Als zehnjähriger Knabe gründete er schon einen Orden de la générosité, den er mit feierlichem Ernste und unter großen Ceremonien auch an ältere Leute vertheilte.

Die bereits erwähnten Mißhelligkeiten, welche in den späteren Lebensjahren des großen Kurfürsten zwischen seinen Kindern erster Ehe und der zweiten Gemahlin eintraten und die damit zusammenhängenden Rabalen, welche die letzten Tage Friedrich Wilhelm's verbitterten, ließen den Prinzen Friedrich, der seit dem im Jahre 1674 erfolgten Tode seines älteren Bruders Kurprinz geworden war, sich um so fester an Dankelmann anschließen, der sich ihm bei jeder Gelegenheit als ein treuer Freund, Rathgeber und Helfer erwies.

Das Testament des großen Kurfürsten und der Schwiebuser Kreis.
Kaum hatte der Kurfürst Friedrich Wilhelm die Augen geschlossen, so ließ der nunmehrige Kurfürst Friedrich III. sich zunächst in Berlin und in der Kurmark, dann nach und nach in allen übrigen Landestheilen feierlich huldbigen und zeigte seinen Regierungsantritt durch besondere Gesandtschaften den fremden Mächten an.

Das letzte Testament des großen Kurfürsten, nach welchem die Länder des brandenburgischen Hauses zu Gunsten der Kinder aus zweiter Ehe getheilt werden sollten, stieß Friedrich nach Prüfung im Geheimen Rathe um, weil es dem Hausgesetze des Albrecht Achilles und dem Geraschen Vertrage zuwiderlaufe, durch welche alle Zertheilung von Land und Leuten verboten und darauf eben die Macht und der Glanz des kurfürstlichen Hauses begründet war. Mit seiner Stiefmutter verglich er sich auf Dankelmann's Rath durch freundliches Entgegenkommen; ihr bald darauf (1689) erfolgter Tod erleichterte ihm die Verständigung mit den Stiefbrüdern, welche sich aus Rücksicht auf „die Macht und den Glanz des kurfürstlichen Hauses, aus welchem entsprossen zu sein sie für das höchste Glück hielten,“ bereit finden ließen, unter ausdrücklicher Anerkennung der Grundgesetze des Hauses feierlich und förmlich auf die ihnen nach jenem Testamente zustehenden Ansprüche gegen einträgliche Dotationen zu verzichten. Der Kurfürst war darüber hocherfreut, daß er somit „den alten Grund, worauf des Hauses Macht und Ansehen so lange geruhet, von Neuem befestigt und das Band der Natur mit seinen Brüdern von Störungen befreit hatte.“

Nur mit dem Kaiser konnte er die Sache wegen des Testaments nicht sobald ins Reine bringen. Derselbe hatte das Original des Testaments in Verwahrung und wollte dasselbe nicht herausgeben und jene Verträge des Kurfürsten mit seinen Brüdern nicht anerkennen, wenn Friedrich nicht zuvor das von ihm als Kurprinz heimlich gegebene Versprechen in Betreff der Verzichtleistung auf den Schwiebuser Kreis erfüllt hätte. Als aber Friedrich's Ráthe von dieser heimlichen Zusage nach seiner Thronbesteigung Kenntniß erhielten, stellten sie ihm sofort vor, daß er dabei hintergangen worden und daß das Versprechen rechtswidrig und ungültig sei. Er verweigerte deshalb die Erfüllung desselben und als der Kaiser dennoch drohte, Schwiebus zu besetzen, erklärte Friedrich, dann werde er seine Ansprüche auf Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf wieder geltend machen. Der Kaiser aber blieb unerschütterlich, und Friedrich mußte sich endlich entschließen, für eine Geld-

zahlung von 100,000 Thalern und für die Anwartschaft auf Ostfriesland in die Rückgabe des Schwiebuser Kreises zu willigen (1694). Nur der Wunsch, mit dem Kaiser nicht ganz zu brechen, konnte den Kurfürsten zur Nachgiebigkeit bestimmen, doch kam er in den Verhandlungen immer wieder auf seines Hauses Ansprüche auf jene schlesischen Fürstenthümer zurück. „Ich muß, will und werde mein Wort halten,“ sagte er; „das Recht aber an Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen, als welche ich ohnedem bei diesen widerrechtlichen Umständen weder verbinden kann, noch will.“

So war denn Friedrich III. Herr der ungetheilten brandenburgischen Lande, in dem Umfange, wie sein großer Vorgänger dieselben besessen hatte. Eines lag ihm fortan während seiner ganzen Regierung besonders am Herzen, nämlich die Erhöhung des äußeren Glanzes seiner Krone.

Mit Ernst und Wohlwollen ergriff er die Zügel der Regierung und in Kurzem war er einer der beliebtesten Fürsten, welche je in Brandenburg regiert haben. Seine Zeitgenossen rühmen bei allem Glanz, mit welchem er seinen Thron umgab, die Einfachheit seiner persönlichen Neigungen: alle Ausschweifung war ihm fremd und er lebte nur der Erfüllung seiner Pflichten. Im persönlichen Verkehre war er milde, vertraulich und offen, in seinen Gesprächen bemerkte man treffliche und fürstliche Gedanken, in den schriftlichen Aufsätzen eine umsichtige und scharfsinnige Behandlung der Dinge. Leider besaß er wenig Festigkeit des Charakters und ließ sich zu leicht von Schmeichlern und Günstlingen bestimmen.

Dankelmann's Gunst und Ungnade. Der Jugendführer und Freund des Kurfürsten, von Dankelmann, wurde nach dessen Regierungsantritt sein vorzüglicher Rathgeber. Zwar behielt Friedrich die höheren Staatsbeamten seines Vaters unverändert bei, aber Dankelmann gewann bald den überwiegendsten Einfluß. Gleich im Jahre 1688 wurde er zum Wirklichen Geheimen Staats- und Kriegs-rath ernannt und leitete in Kurzem alle auswärtigen und eigentlich alle wichtigen Angelegenheiten, ebenso wie der Oberpräsident von Schwerin unter dem großen Kurfürsten. Im Jahre 1695 wurde er bei offener Tafel und unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken zum Oberpräsidenten mit dem ersten Range am Hofe ernannt. Dankelmann sträubte sich zuerst gegen die hohe Würde, mußte dieselbe jedoch annehmen; außerdem erhielt er noch große Besitzungen und wurde vom Kaiser zum Reichsfreiherrn erhoben, die Grafenwürde lehnte er ab. Alle wichtigen Staats- und Hofangelegenheiten, sowie die Verwaltung der Finanzen wurde ihm übertragen, und bei dem Vertrauen und der Schwäche Friedrich's war Dankelmann eigentlich der Regent des Landes. Gerade diese gewaltige Erhebung wurde aber der Grund seines baldigen Falles; denn Neid und Eiferjucht vereinigten nun gegen ihn alle Ehrgeizigen am Hofe. Dankelmann, nach treuen Gehülfen vergeblich suchend, beging die Unvorsichtigkeit, seine sechs Brüder zu seiner Unterstützung an den Hof in ehrenvolle Aemter zu ziehen, wodurch der Neid und die üble Nachrede neuen Anlaß erhielten. Dazu kam, daß sein strenger Ernst fast alle Hofleute zurückstieß. Im Gefühle seiner Macht glaubte er sich aller Rücksichten auf die Schwächen seiner Umgebung überhoben, sagte über das oft leichtfertige und eitle Wesen derselben seine Meinung unver-

hohlen heraus und schonte selbst die Kurfürstin Sophie Charlotte nicht, deren geselliges Leben und Treiben seinem strengen Wesen nicht zusagte. Auch den Kurfürsten behandelte er hier und da noch, wie er es aus früheren Jahren gewohnt war, mit schulmeisterlichem Tone; besonders machte er ihm die unumwundensten Vorwürfe über die großen Ausgaben, welche das prächtige Hofleben verursachte. So entstand bald eine allgemeine Verbindung des ganzen Hofes gegen den allmächtigen Minister, welchen man „Dankelmann der Große“ nannte, und an die Spitze der Feinde desselben stellte sich ein seit Kurzem in des Kurfürsten Dienste getretener pfälzischer Edelmann, der Freiherr Kolb von Wartenberg, wiewohl derselbe durch Dankelmann selbst zu den höchsten Würden gelangt war. Der schlaue, geschmeidige Mann wußte sich in des Kurfürsten Gunst so festzusetzen, daß er es endlich wagen durfte, erst heimlich, dann immer offener gegen Dankelmann aufzutreten; besonders faßte er den Kurfürsten bei der Eitelkeit, indem er bei Gelegenheit öfters darauf hinwies, wie herrisch und rücksichtslos der Oberpräsident mit dem Fürsten selbst umgehe. Das wirkte, und der Kurfürst wurde immer gereizter und rief einmal heftig aus: „Dankelmann will den Kurfürsten spielen, doch ich werde ihm zeigen, daß ich selbst Herr bin.“ Der bisherige Günstling bemerkte, daß ihm das Vertrauen seines Herrn entzogen sei, und bat selbst um seine Entlassung, welche er zuerst in der gnädigsten Form und unter Dankesbezeugungen des Kurfürsten erhielt. Dabei beruhigten sich aber seine Feinde nicht, sie stellten Friedrich vor, Dankelmann könne, wenn er die Freiheit behalte, die ihm bekannten Staatsgeheimnisse mißbrauchen, und der schwache Fürst ließ sich bereden, ihm den Prozeß zu machen, ihn nach der Festung Peitz zu verweisen und sein Vermögen mit Beschlagnahme zu belegen. Es wurden eine Menge Beschuldigungen gegen ihn vorgebracht; keine derselben konnte wirklich erwiesen werden, und der zwar schrofne, aber durchaus rechtliche Mann behauptete standhaft seine Unschuld. Dennoch wußten seine Feinde es durchzusetzen, daß er schmachvoll zu ewiger Gefangenschaft und zum Verluste aller seiner Güter verurtheilt wurde, — ein warnendes Beispiel gefährlicher Gunst, rücksichtsloser Ueberhebung und tiefen Falles, wie wir es in der Geschichte aller Höfe finden, in der Geschichte Brandenburgs und Preußens glücklicherweise seltener, als in anderen Staaten, weil die brandenburgischen Fürsten selten so schwach waren, sich überhaupt von Günstlingen beherrschen zu lassen. Friedrich III. milderte später, als ihm einige Beweise von Dankelmann's Unschuld mitgetheilt wurden, dessen Schicksal: erst sein Nachfolger aber zog denselben wieder an seinen Hof, doch war er inzwischen im Unglück zeitig gealtert und abgestumpft.

Nach Dankelmann's Sturz wurde Kolb von Wartenberg der Erste am Hofe und in der Verwaltung. Zu seinen früheren Aemtern und Würden brachte er bald die eines Marschalls von Preußen, General-Erbpostmeisters u. a., sowie die eines Premierministers hinzu, wurde in den Reichsgrafenstand erhoben und bezog einen Gehalt von 100,000 Thalern jährlich außer zahlreichen Geschenken, welche es ihm möglich machten, in Kurzem ein Vermögen von einigen Millionen zu sammeln. Er wußte sich besser als Dankelmann gegen Ungnade vorzusehen, indem er sich für alle solche Fälle im Voraus schriftliche Sicherstellungen geben ließ. Auch lag ihm nur daran, sich

auf seiner hohen Stelle zu behaupten, und er vermied es deshalb, den Ansichten seines Herrn zu widersprechen, vielmehr schonte er dessen Schwächen, schmeichelte seinen Lieblingsneigungen und wußte selbst, als er später dennoch von den Geschäften entfernt wurde, des Kurfürsten persönliche Gunst zu behaupten.

Kriegführung unter Friedrich III. In den Beziehungen zu den fremden Mächten blieb es für Friedrich, wie für die meisten seiner Vorgänger, leitender Grundsatz, sich so eng wie möglich an den Kaiser anzuschließen. Schon durch diese freundschaftliche Stellung zu Oesterreich wurde Friedrich zur Feindseligkeit gegen Frankreich hingetrieben; er war überdies gegen Ludwig XIV. gereizt, weil er meinte, daß ihm von diesem bei mehreren Gelegenheiten nicht mit genug Rücksicht begegnet worden sei. Vor Allem aber war es sein herzliches Verhältniß zum Prinzen Wilhelm von Oranien, was ihn zum Feinde Ludwigs machen mußte. Der holländische Fürst ging eben damals mit dem Gedanken um, den englischen Thron zu gewinnen; dazu aber brauchte er Bundesgenossen, und da er den Eifer des brandenburgischen Friedrich für die protestantische Sache kannte, so wandte er sich vertrauensvoll an diesen. Gleich im ersten Regierungsjahre Friedrich's (1688) hatte er mit ihm eine heimliche Zusammenkunft in Minden, wo Friedrich versprach, 6000 Mann zum Schutze Hollands gegen französische Angriffe zu stellen, sobald Wilhelm mit seinen eigenen Truppen nach England ziehen würde. Diese Unterstützung, sowie die Theilnahme brandenburgischer Truppen an dem Zuge nach England, erleichterten das Gelingen des wichtigen Unternehmens: im folgenden Jahre (1689) saß der Prinz von Oranien als König Wilhelm III. auf dem englischen Throne und fühlte sich dem Kurfürsten von Brandenburg immerdar zu großem Danke verpflichtet.

Friedrich III. war gleich nach der Zusammenkunft in Minden mit mehreren norddeutschen Fürsten in Verhandlung getreten, um sie zu einem allgemeinen Bündnisse gegen Frankreich geneigt zu machen, bei vielen derselben war es ihm gelungen, dagegen bemühte er sich vergeblich, auch den Kaiser Leopold zu einem sofortigen Feldzuge zu bestimmen, weil derselbe fürerst mit neuen Türkenkriegen vollauf beschäftigt war. Friedrich wurde jedoch hierdurch nicht entmuthigt: auf die Nachricht, daß Ludwig XIV. in die Pfalz eingefallen sei, eilte er selbst mit seinen Truppen an den Rhein und spornte die übrigen Fürsten an, ein Gleiches zu thun. Er ging zunächst auf Köln, welches von den immer weiter vorrückenden Franzosen besetzt werden sollte. Ludwig war äußerst aufgebracht gegen ihn und drohete seine Länder am Rheine mit Feuer und Schwert zu verheeren, er ließ sich jedoch nicht schrecken, sondern traf in steter Uebereinstimmung mit den Holländern alle Anstalten, um die Franzosen aus dem Erzbisthume Köln wieder ganz zu vertreiben. Bei dieser Kriegführung zeigte sich Friedrich III. seiner Abstammung von den tapferen Hohenzollern würdig. Die Franzosen wurden auf mehreren Punkten hart bedrängt und zogen ihre gesammten Kräfte nach Bonn zurück. Der Kurfürst wendete sich gegen diese Stadt, in welcher der tapfere General Asfeld eine Besatzung von 8000 Mann befehligte. Um die Eroberung derselben zu beschleunigen, mußte Friedrich dem Wunsche seiner Verbündeten nachgeben und die Stadt bombardiren, wozu er sich sehr ungern entschloß. Es geschah so nach-

drücklich, daß sie nach einer halben Stunde bereits an mehreren Punkten in Flammen stand. Die Kirchen, der kurfürstliche Palast und fast alle Häuser der Stadt sanken in Asche; dennoch ergab sich der brave Asfeld noch nicht, sondern zog sich mit seinen Truppen in die Außenwerke zurück. Nach längerer Zögerung wurde nun der Sturm gegen die Festung unternommen. Friedrich soll während desselben, als er für den Ausgang fürchtete, an das Fenster tretend, gebetet haben, daß ihn Gott bei diesem ersten Unternehmen keinen Schimpf erleben lassen möge. Der Sturm gelang; aber als die Brandenburger schon bis zum Hauptwall gedrungen waren, wollte doch der heldenmüthige, jetzt noch dazu schwer verwundete Asfeld, dessen Besatzung von 8000 auf 1500 Mann zusammengeschmolzen war, eher sterben, als nach alter Sitte der Besiegten mit weißen Stäben in den Händen abziehen. Der Kurfürst dachte edel genug, um auch an dem Feinde den Heldennuth zu ehren, und bewilligte ihm den Abzug mit kriegerischen Ehren. Er soll auch seinen eigenen Leibarzt zu dem schwer verwundeten Commandanten geschickt haben (1689).

Nach der Eroberung Bonns wurde das ganze Gebiet des Niederrheins von den Feinden gereinigt; doch wurde von den deutschen Fürsten der Krieg, wie in den früheren Jahren, wieder nur lässig betrieben, während die Franzosen alles anwandten, um neue Vortheile zu erringen. Der Marschall von Luxemburg schlug den Fürsten von Waldeck bei Fleurus aufs Haupt (1690). Nun entstanden zwischen den Verbündeten allerlei Streitigkeiten und Alles wurde hierdurch gehemmt, wogegen die Franzosen tüchtig vorschritten. Vergeblich suchte Friedrich zu erstem Widerstande anzuregen; nur der Prinz Ludwig von Baden trat mit einigem Erfolge dem siegreich vordringenden Feinde entgegen. Nach mehreren Jahren unglücklicher Kriegsführung mußte es auch Friedrich für besser halten, selbst unter ungünstigen Bedingungen Frieden zu schließen, als den Krieg auf so verderbliche Weise fortzuführen. Zu Ryswick kam der Friedensschluß im Jahre 1697 zu Stande, in welchem der Elsaß mit Straßburg den Franzosen überlassen werden mußte. Friedrich durfte mit gutem Grunde die Verantwortung dieses unglücklichen Ausgangs von sich ablehnen. Er erklärte öffentlich: er habe sich unter allen Reichsständen zuerst vor den Riß gestellt, Bündnisse geschlossen und veranlaßt, auch über 20,000 Mann auf eigene Kosten gehalten und sich so gezeigt, daß, wenn man einig gewesen, die Sache einen besseren Ausgang genommen haben würde.

Erwerbung von Quedlinburg und Nordhausen; Besitzergreifung von Elbing. Friedrich III. zeigte übrigens nicht bloß in seinem Verhalten während des Krieges mit Frankreich, sondern auch bei anderen Gelegenheiten, daß sein von Natur milder und friedlicher Sinn doch eines kräftigen Aufschwunges und männlichen Handelns fähig war, wo die Ehre oder das Interesse seines Hauses es erforderte. Auch war sein Streben ebenso wie das aller seiner Vorfahren nicht bloß auf äußeren Glanz, sondern auch auf wirkliche Erweiterung seiner Macht gerichtet. So benutzte er vor Allem eine günstige Gelegenheit zum Ländererwerb, die ihm die Berufung des Kurfürsten August von Sachsen auf den Thron Polens darbot. Er hatte in Gemeinschaft mit dem Kaiser die Erhebung August's gegenüber den französischen Bemühungen für den Prinzen von Conti unterstützt; als nun der neue König von Polen, ein prachtliebender und verschwenderischer Fürst, für den Aufwand

seiner königlichen Stellung überall Geld aufzunehmen bedacht war, wußte Friedrich durch geschickte Verhandlungen zu erreichen, daß ihm August für eine Summe von 340,000 Thalern die Erbvogtei über das Reichsstift Quedlinburg und die Reichsvogtei und das Schultheißenamt der alten Reichsstadt Nordhausen, wie auch das Amt Petersberg bei Halle erb- und eigenthümlich abtrat (1697). Die Besitznahme von Quedlinburg und Nordhausen ging jedoch nicht ohne einige Schwierigkeiten vorüber. Die Aebtissin des Stiftes zu Quedlinburg, eine Prinzessin von Sachsen-Weimar, erhob Widerspruch gegen die Abtretung und bat die benachbarten sächsischen Fürsten, wie den Kaiser um Hülfe. Friedrich sah ein, daß ihm hier nur rasches Zugreifen vor unangenehmen Händeln und Weiterungen bewahren konnte, und ließ deshalb sofort zwei Compagnien nach Quedlinburg marschiren. Am frühen Morgen erschien ein blasender Postillon vor einem Thore der Stadt, als ihm aber die Wächter arglos aufmachten, drangen die brandenburgischen Soldaten hinter ihm her in die Stadt, rückten auf den Markt und besetzten alle Wachen und Thore. Vergebens setzte die Aebtissin ihren Widerspruch fort: Friedrich erreichte durch sein entschlossenes Vorgehen, daß ihm die Stadt nun von Seiten Kursachsens feierlich übergeben wurde. Die Aebtissin floh nach Weimar, erneuerte von dort ihren Einspruch und verbot das Kirchengebet für den neuen Landesherrn; dieser wußte jedoch die Stiftsgeistlichen durch militärische Execution zur Erbhuldigung und zur Ausführung seiner Befehle zu bringen. Im Uebrigen behandelte er sie mild und rücksichtsvoll und gewann bald das Vertrauen seiner neuen Unterthanen. — Auch in Nordhausen mußte der Kurfürst erst mit einigem Nachdrucke sein Besitzrecht zur Geltung bringen. Es wurde ihm berichtet, daß ein Theil des Magistrats, der unter dem straffen brandenburgischen Regimente die alten Reichsfreiheiten der Stadt bedroht glaubte, damit umging, dieselbe in hannöverschen Schutz zu geben. Da ließ er auch hier in aller Stille einige Bataillone aus Magdeburg herbeikommen, vor Tagesanbruch in die Stadt rücken, die Bürgerschaft entwaffnen, dem Magistrate die Schlüssel nehmen und die Truppen bei den Bürgern einquartieren. Dagegen ertheilte er die Versicherung, die Reichsunmittelbarkeit der Stadt nicht beeinträchtigen zu wollen. Der Kaiser machte zwar Einwendungen gegen des Kurfürsten „geschwindes Verfahren,“ doch ließ sich dieser nicht irre machen, sondern erhielt in Nordhausen zum Schutze gegen jeden Angriff eine starke Garnison.

Die Erhebung August's von Sachsen zum Könige von Polen gab dem Kurfürsten von Brandenburg auch die Veranlassung zur Besitzergreifung von Elbing. Schon durch die Friedensverträge von Belau und Oliva hatte Brandenburg ein Recht auf diese für 400,000 Thaler verpfändete Stadt, unter allerlei Ausflüchten war sie jedoch erst von den Schweden, dann von Polen dem großen Kurfürsten und Friedrich III. immer wieder vorenthalten worden. Bei August's Thronbesteigung forderte Friedrich die Erfüllung seines alten Anspruches auf Elbing und gab dem Generale von Brand Befehl, die Stadt durch Ueberrumpelung zu nehmen. Der Magistrat bekam jedoch Nachricht von dem Vorhaben und traf Vorkehrungen gegen den Ueberfall. Brand zögerte nun, mit Gewalt vorzugehen, und die Elbinger gewannen Zeit, bei Polen, beim Kaiser, bei Danzig und Thorn um Hülfe zu bitten. König August

von Polen versprach ihnen Entsatz, ließ aber den Brandenburgern Zeit, alle Vorkehrungen zum Bombardement der Stadt zu treffen. Deshalb zogen die Elbinger vor, sich mit Friedrich III. zu verständigen und ließen die Brandenburg einziehen. (1698.) Der Kurfürst versprach, alle Privilegien und Freiheiten der Stadt aufrecht zu erhalten und sie nur bis zur Zahlung der Pfandsumme Seitens Polens besetzt zu halten. Der König von Polen war über diese Besitzergreifung sehr erbittert und rief des Kaisers Entscheidung an. Durch dessen Vermittelung kam (1699) ein Vertrag zu Stande, nach welchem Polen innerhalb drei Jahren die Pfandsumme zahlen, Brandenburg dagegen sofort Elbing wieder räumen sollte. Dies geschah, aber da Polen weder in drei Jahren, noch später die 400,000 Thaler zahlte, so besetzte Friedrich (1703) die Stadt von Neuem, welche seitdem mit kurzen Unterbrechungen in brandenburgischem Besitz geblieben ist.

Erbvertrag mit den Fürsten von Hohenzollern. Ungefähr um dieselbe Zeit hatte Kurfürst Friedrich die alte Verbindung seines Hauses mit den schwäbischen Hohenzollern aufgefrischt und wieder befestigt. Schon der große Kurfürst hatte (1684), um die Anrechte seines Geschlechtes auf die etwaige Erbfolge in den Fürstenthümern Hohenzollern zu erneuern, den Titel eines Reichsgrafen von Hohenzollern angenommen. Sein Sohn Friedrich III. schloß (1695) im Namen der märkischen und fränkischen Linie einen förmlichen Erbvergleich mit den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen und Hechingen, daß nach dem Abgange des hohenzollernischen Hauses in den alten schwäbischen Grafschaften das Haus Brandenburg in den Besitz derselben gelangen, dagegen die Fürsten von Hohenzollern nach dem Aussterben des gesammten Hauses Brandenburg die Nachfolge in den fränkischen Ländern haben sollen. Der jedesmalige Kurfürst von Brandenburg solle fortan als Haupt der ganzen Familie gelten. An diesen Vertrag wurden später die Verhandlungen angeknüpft, durch welche die Fürsten von Hohenzollern (1849) ihre Länder an die Krone Preußen abtraten.

Protestantische Einwanderer. Eine der vorzüglichsten Eigenschaften des Kurfürsten Friedrich III. war sein lebendiger und thätiger Eifer für die evangelische Kirche. Deshalb schmerzte ihn vornehmlich die Bestimmung des Nyswider Friedens, nach welcher die Religionsfreiheit der Protestanten in den während des Krieges von den Franzosen inne gehaltenen Ländern beschränkt bleiben sollte. Dagegen konnte er in anderer Beziehung seine Liebe zu den Protestanten durch thätige Hülfe erweisen. Fortwährend dauerten die heimlichen Auswanderungen verfolgter Calvinisten aus Frankreich fort und in Friedrich's Ländern fanden dieselben jederzeit die günstigste Aufnahme und Unterstützung. Die Zahl der Einwanderer wuchs unter Friedrich III. ungemein: Im Jahre 1700 betrug dieselbe weit über 15,000; auch aus der Pfalz kamen hunderte von Familien, sowie Wallonen und Schweizer in großer Anzahl herbei. Ihre Thätigkeit gereichte dem neuen Vaterlande fortwährend zum mannichfachen Vortheile; denn theils brachten sie, da viele von ihnen den wohlhabenden Ständen angehörten, nicht unbedeutendes Vermögen ins Land, theils regte ihre Thätigkeit und Geschicklichkeit viele Fortschritte in dem Gewerbebetriebe an, theils endlich dienten ihre Anstalten für den Unterricht der Jugend, für Arme, Kranke, Wittwen und Waisen in

mancher Beziehung als Muster für die Einrichtungen ihrer neuen Landsleute. Man zählt dreiundvierzig Gewerbe, welche durch die Einwanderer in der Mark erst recht heimisch gemacht wurden, während man die betreffenden Fabricate vorher aus Frankreich, England und Holland beziehen mußte. Noch in einer anderen Beziehung waren die fremden Ankömmlinge von großer Wichtigkeit für die Mark und besonders für die Hauptstadt Berlin. Sie besaßen nämlich größtentheils eine gewisse geistige und gesellige Bildung, und ihr Beispiel trug viel dazu bei, ein reicheres geselliges Leben, feinere Sitten und Gewohnheiten zu verbreiten, um so mehr, als des Kurfürsten Friedrich Gemahlin Sophie Charlotte nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hierauf einen großen Werth legte.

Die Gründung der Universität Halle. Der Einfluß Sophie Charlottens und des von ihr gepflegten geistigen Strebens war gewiß auch nicht ohne Antheil an der Gründung wissenschaftlicher Anstalten, welche wir Friedrich III. verdanken, besonders der Universität Halle.

In der protestantischen Gottesgelehrtheit war damals eine neue Bewegung eingetreten. Die lutherischen Theologen, welche bis dahin in Wittenberg und auf den meisten übrigen Universitäten die Oberhand hatten, waren in blindem und schroffem Eifer für das Luthertum immer mehr dahin gekommen, das bloße, unbedingte Festhalten an dem Buchstaben der luther'schen Lehrsätze als das Kennzeichen gottgefälligen Glaubens hinzustellen. Während sie alle Kräfte an die scharfe und spitzfindige Vertheidigung jener Glaubenslehren setzten, vernachlässigten sie darüber die Sorge für gute Früchte des Glaubens und schienen fast nicht mehr zu wissen, daß der rechte lebendige Glaube sich in thätiger Liebe erweisen müsse. Der Eifer ihres Glaubens verirrete sich vorzüglich in den Haß gegen alle Andersgläubigen, worunter sie Calvinisten ebenso wie Katholiken verstanden. Gegen diese verkehrte Weise war damals besonders der fromme Philipp Spener aufgetreten; im Gegensatze gegen die todte Rechtgläubigkeit forderte er, daß die Frömmigkeit sich in einem wahrhaft lebendigen und thätigen Glauben und in sittlichem Wandel erweise, und daß bei der Bildung der Lehrer des Volkes vor Allem auf einen tüchtigen, praktisch frommen Geist gesehen werde. Diese Schule von Gottesgelehrten, welche man wegen ihres eifrigen Hervorhebens frommer Werke Pietisten nannte (ein Name, der später sehr falsch angewendet wurde), kam bald in lebhaften Kampf gegen die alte Richtung der lutherischen Gottesgelehrten: während Spener als Hosprediger in Berlin seinen Ansichten Geltung zu verschaffen wußte, begann sein frommer Gesinnungsgenosse August Hermann Francke in Leipzig Vorlesungen über die Bibel und über das theologische Studium zu halten, in welchen er auf wahrhaft frommen Willen, Reinheit und Demuth des Herzens, Ernst und Heiligkeit der Andacht und auf werththätige Frömmigkeit als die Kennzeichen ächten Christenthums alles Gewicht legte. Er wurde jedoch von den alten Lehrern an der Universität deshalb sehr angefeindet und verfolgt.

Gleichzeitig war ein Mann ganz anderer Art mit den Theologen der alten Schule in heftigen Streit gerathen, nämlich der Doctor der Rechte Christian Thomajus in Leipzig, ein ausgezeichnet begabter, lebendiger und geistreicher Mann. Ihm war es freilich mit dem christlichen Glauben

überhaupt nicht so tiefer Ernst, wie einem Spener und Francke, sondern von einem ganz anderen Standpunkte aus griff er die lutherischen Theologen an: theils verwarf er ihre Lehren als mit der Vernunftforschung nicht vereinbar, theils und besonders trat er gegen ihre Ansicht auf, daß die Fürsten die Pflicht hätten, mit äußerer Gewalt die Kirchenlehre zu schützen und aufrecht zu erhalten. Er nahm sich nun auch des von den Leipziger Professoren hart angegriffenen Francke an; sein Wirken aber reizte den Kurfürsten von Sachsen so sehr, daß ihm das Halten von Vorlesungen, sowie die Herausgabe irgend einer Schrift verboten wurde; da er fürchten mußte, auch der Freiheit beraubt zu werden, ging er nach Berlin.

Friedrich III. nahm den Flüchtigen gern auf und benutzte diese Gelegenheit, um den lang gehegten Plan der Gründung einer neuen Universität in Ausführung zu bringen. Die Kurfürsten hatten es seit ihrem Uebertritt zum reformirten Bekenntniß immer ungerne gesehen, daß die Geistlichen für die märkischen Gemeinden fast sämmtlich von den Universitäten Wittenberg und Leipzig kamen. Schon der große Kurfürst hatte deshalb eine neue Universität in Halle stiften wollen; sein Sohn führte das jetzt aus, indem er zunächst dem Thomafius gestattete, Vorlesungen dort zu halten, welche einen um so größeren Zulauf fanden, weil sie nicht in lateinischer Sprache, wie man es bis hin gewohnt war, sondern deutsch und zugleich sehr faßlich und ansprechend gehalten wurden. Seine Wohnung faßte bald die Zahl der Zuhörer nicht mehr und der Magistrat gab ihm einen öffentlichen Saal zur Benutzung. Als nun der Kurfürst nach Halle kam und hier eine große Anzahl vornehmer Studirender fand, welche Thomafius hingezogen hatte, beschloß er auf Dankemann's und Spener's Rath die Gründung einer vollständigen Universität. August Hermann Francke wurde aus Leipzig, andere tüchtige Gelehrte aus allen Theilen Deutschlands berufen, und am 10. Juni 1692 erhielt die Universität ihr Privilegium vom Kurfürsten, welches der Kaiser im Jahre 1694 bestätigte. Nun fand die feierliche Einweihung statt, und die neue Hochschule nahm einen so raschen Aufschwung, daß schon nach 10 Jahren über 2000 Studirende dort gezählt wurden.

Auch in jeder anderen Beziehung beförderte Friedrich III. die Wissenschaft. Er berief den ausgezeichneten Gelehrten Samuel von Puffendorf nach Berlin, um das Leben des großen Kurfürsten zu schreiben, welchen Auftrages sich der tüchtige Mann auf die freimüthigste und trefflichste Weise entledigte.

August Hermann Francke, welchen wir als Kämpfer für einen lebendigen und thätigen Glauben mehrfach erwähnt haben, war zugleich selbst eines der schönsten Vorbilder eines demüthigen, in Liebe schaffenden Glaubenslebens; er ist der Gründer des Halle'schen Waisenhauses, jenes „Siegesdenkmales des Gottvertrauens und der Menschenliebe.“ Seine fromme Schöpfung ist einer der herrlichsten Erweise, wie mit kleinen Mitteln Großes hervorgebracht werden kann, wenn ein ernster Glaube und wahrhaftige Liebe den befruchtenden Segen Gottes darauf herabziehen. Francke, im Jahre 1663 zu Lübeck geboren, war mit seinen Eltern zeitig nach Gotha gekommen, wo er im siebenten Jahre schon den Vater verlor. Seine Mutter ließ ihn im Hause weiter erziehen; sie selbst legte den Keim frommen Glaubens in ihn. Er

erwählte die Theologie zu seinem Lebenslaufe, studirte in Erfurt, darauf in Kiel und kam dann nach Leipzig, wo er, wie erwähnt, durch sein „Collegium der Bibelfreunde“ vielen Beifall, aber auch viel Anfechtung erweckte. Um sich in der Bibelauslegung noch weiter zu vervollkommen, ging er zu einem berühmten Gottesgelehrten nach Lüneburg und lernte bald auch den Theologen Scriber kennen, dessen auf lebendigen, thätigen Glauben dringende Lehre einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, daß er deshalb einen ernstern inneren Kampf zu bestehen hatte. In seiner einsamen Kammer flehte er zu Gott, daß er doch sein Herz fest und gewiß machen möge im Glauben, sonst könne und dürfe er kein Lehrer des göttlichen Wortes sein. Und Gott erhörte ihn und überschüttete ihn „wie mit einem Strome von Freuden.“ Er war zu einem neuen Leben durchgedrungen und sein ganzes Bestreben war fortan darauf gerichtet, auch Andere zu diesem Leben im Glauben heranzuziehen. In Lüneburg, in Hamburg und dann wieder in Leipzig wirkte er in diesem Sinne und fand hier unter den Studirenden den größten Anhang, bis er dem Neide seiner Gegner weichen mußte und zuerst nach Erfurt, dann auch dort verfolgt, nach Glaucha vor Halle ging; dort übte er durch die begeisterte Predigt der christlichen Heilswahrheit den größten, lebendigsten Einfluß auf die ganze Gegend, und trotz vielfacher Anfeindungen blieb er da in gesegneter Wirksamkeit und gewann unter den Studirenden der eben entstehenden Universität das größte Ansehen. Bald sollte er auf dem Felde christlicher Barmherzigkeit eine noch größere, wunderbare Thätigkeit entfalten.

Gerührt durch das tiefe leibliche und geistige Elend, das er in Glaucha in der verwahrlosten dortigen Bevölkerung vor sich sah, war er von Anfang an bedacht, durch eine gute Almosenordnung zur Linderung zu helfen, zugleich aber der leiblichen Wohlthat auch die Ermahnung und Zucht im Worte Gottes hinzuzufügen; fast täglich sah man ihn inmitten zahlreicher Armen mild und väterlich verkehren. Er hatte in seinem Hause eine Armenbüchse aufgestellt, die ihm manch Scherflein zur Linderung der bitteren Armennoth brachte; doch oft stand sie auch lange Zeit leer. Als nun einmal eine fromme Frau mit einem Male sieben Guldenstücke hineingethan, meinte Francke, das sei schon ein ehrlich Capital, davon müsse man etwas Rechtes stiften, und beschloß eine Armenschule damit anzufangen. Er kaufte für zwei Thaler Bücher und nahm für einen Thaler monatlich einen Studenten an, um die armen Kinder unter seiner Leitung zwei Stunden zu unterrichten. Zwar reichte das Grundcapital nicht weit, aber er stellte wieder eine Büchse aus mit der Inschrift: „Zur Information der armen Kinder,“ und siehe da, es war reichlicher Segen bei der Sache. Als die Bürger sahen, wie gut die armen Kleinen unterrichtet wurden, baten sie Francke, auch ihre Kinder für ein Schulgeld unterrichten zu lassen, bald wurden selbst aus der Ferne Kinder hingschickt, und so ist die unansehnliche Armenschule der Grundstein des berühmten „Pädagogiums“ geworden, welches für Tausende die Pflanzstätte reicher christlicher Bildung werden sollte.

Francke hatte aber mit Schmerz bemerkt, daß bei den armen Kindern zu Hause immer wieder verdorben wurde, was in der Schule Gutes gepflanzt war, und er beschloß daher, einige ganz in Pflege und Erziehung zu nehmen. Bald hatte er deren vier, gleich darauf zwölf, ohne noch zu wissen, woher er

das Geld zu ihrem Unterhalte nehmen würde; doch setzte er sein Vertrauen auf Gott und da unterdeß die Armenschule bereits in einem besonderen Hause untergebracht war, nahm er dahin auch die Waisen unter Leitung armer Studirender, für die er von den ihm zufließenden mildthätigen Gaben zugleich Freitische gründete. Bald wurde der Raum für die Schule und die Waisen zu klein und Francke dachte daran, ein ordentliches Waisenhaus zu bauen. „Mehrere riethen mir,“ schreibt er, „das Haus von Holz zu bauen, aber der Herr stärkte mich im Glauben, als hätte er zu mir gesagt: Baue das Haus von Steinen, ich will dir's bezahlen.“ In der That öffnete Gott der Menschen Herzen, daß nach und nach das Nöthigste zum Beginn des frommen Werkes zusammenkam, und am 24. Juli 1698 legte Francke getrost den Grundstein zu dem noch jetzt bestehenden großen Halle'schen Waisenhause. „Da war kein Borrath,“ schrieb er, „nicht eine Hütte zu bauen, geschweige ein Waisenhaus für ein paar hundert Menschen, aber der Herr hat's mit der That bewiesen, daß er sich zu der Sache bekennen wolle, und von Woche zu Woche gleichsam zugebröckelt, was die Nothdurft erforderte, daß die Waisenkinder nicht Hunger gelitten und die Bauleute bezahlt wurden. Mit Gott hat es mir noch niemals gefehlt, aber mit Menschen und ihren Vertröstungen vielmals; wenn's aber mit dem einen fehlte, hat Gott den anderen erweckt; wenn sich eine Quelle verstopft hat, hat sich die andere eröffnet.“ Von Anfang an sah Francke den Bau nicht als seine, sondern als Gottes Sache an, und an ihm bewährte sich das Wort: „Wenn ihr Glauben hättet wie ein Senforn, ihr könntet Berge versetzen.“ Jahre lang war die Geschichte des Waisenhauses ein täglicher Kampf gläubigen Gottvertrauens gegen die dringendste Noth, aber immerdar ist das Vertrauen gekrönt worden: hundert augenfällige Erweise der helfenden göttlichen Gnade wurden dem treuen Gottesmanne gegeben. Einst kam der Hausvater zu ihm und stellte ihm vor, es sei die höchste Zeit, wieder Borräthe, Holz u. a. einzukaufen, aber es sei kein Geld da, es bleibe nichts übrig, als irgendwo zu borgen. Francke aber sagte: „man müsse erst Gott bitten gehen, ob er nicht Hülfe schicken wolle,“ und er ging in seine Kammer, dem Herrn in kindlichem Gebete die Noth vorzutragen. Noch an demselben Abende kam ein Freund mit einem Briefe und einer Rolle Geld, die für das Waisenhaus geschickt worden war. — Ein anderes Mal, als auch die Noth sehr groß war, wollte sie Francke eben wieder im Gebete dem Herrn klagen, da kam von einem Kaufmanne in Leipzig eine Sendung von 1000 Thalern. Da gedachte er an den Spruch: „Ehe sie rufen, will ich antworten,“ und ging auch in sein Kämmerlein, aber nicht um zu bitten, sondern um Dank zu opfern aus freudigem Herzen. Nach und nach verbreitete sich der Ruf der trefflichen Anstalten so, daß von allen Seiten Vornehme und Niedere, Reiche und Arme wetteiferten, ihre Theilnahme an dem schönen Werke zu bezeigen; arme Bäuerinnen brachten Lebensmittel für die Francke'schen Waisenkinder und baten ihn, dies Scherflein der Armuth anzunehmen.

Ein treuer Gehülfe für Francke war ein Theologe Elers: derselbe wurde auch der Gründer der berühmten Waisenhaus-Buchhandlung, die einen ebenso merkwürdigen Anfang nahm, wie die anderen Stiftungen. Elers mietete nämlich auf der Leipziger Messe ein Tischchen, um Francke's Predigt „über die Pflichten gegen die Armen“ feil zu bieten; das brachte dem Waisenhause

einen so reichen Ertrag, daß er beschloß, auch andere fromme Schriften zum Nutzen der Anstalt zu verkaufen. In raschem gesegnetem Wachsthum entstand ein neues Pädagogium mit einem Hause für Pensionäre, ferner ein Lehrerseminar, eine Töchtererschule, ein Krankenhaus, ein Wittwenhospital u. s. w. und mitten unter allen diesen Anstalten, in demselben Geiste begründet, die Canstein'sche Bibelanstalt zur wohlfeilen Verbreitung der Bibel unter den Armen.

Alle diese Stiftungen haben lange fortgeblüht und sind durch die Theilnahme Friedrich Wilhelm's III. zu gesegneter Thätigkeit neu erweckt worden. Die Zahl der in der Anstalt erzogenen Waisenkinder beträgt gegen 7000. Ebenso reich gesegnet war die Wirksamkeit der anderen Anstalten, besonders der Lehrerseminare, welche für einen großen Theil von Deutschland eine Pflanzstätte tüchtiger Lehrer wurden.

Francke selbst hat bis an sein Ende in dem herrlichen Beruf mit derselben Demuth und Freudigkeit fortgewirkt, hochgeehrt von aller Welt, in seinen späteren Tagen besonders auch von König Friedrich Wilhelm I. Er entschlummerte sanft und selig am 8. Juni 1729. Unter Friedrich Wilhelm III., hundert Jahre später, ist ihm ein Denkmal gesetzt worden mit der bezeichnenden Inschrift: „Er vertraute Gott.“

27. Die Erwerbung der preussischen Krönungskrone.

Die Vorbereitungen und der Kronvertrag. Friedrich's III. sehnlichstes Streben war von Anbeginn seiner Regierung auf die Erhöhung seines Hauses durch die Erwerbung des königlichen Namens und Ranges gerichtet gewesen. Man darf diesen Wunsch nicht blos auf Rechnung seiner Eitelkeit setzen: es handelte sich offenbar für ihn und besonders für sein Land um weit mehr, als um die Befriedigung blos äußerlicher eitler Ehrfurcht, es galt vielmehr, einen Schritt weiter auf der Bahn glorreicher Erhebung seines Hauses und seiner Staaten zu thun.

Man erzählt, schon seinem Vater sei von Ludwig XIV. gerathen worden, sich vom deutschen Reich loszusagen und zum unabhängigen König zu machen, aber dem deutschen Sinne des großen Kurfürsten konnte solch ein Plan nicht zusagen; er verband sich gerade um das Ende seiner Regierung noch fester mit dem Kaiser, und sein Sohn setzte diese Politik fort. Mit der Zustimmung des Kaisers hoffte derselbe dann zu erringen, was der arglistige Franzosenkönig gern als Mittel zur tieferen Spaltung Deutschlands benutzt hätte.

In allen Ländern Europas war damals eine eifersüchtige Rangsucht unter den Fürsten allgemein herrschend: auf den Reichstagen in Regensburg und Frankfurt wurde eine kostbare Zeit mit dem Streit hingebracht, welche Gesandte den Titel „Excellenz“ führen dürften, welche von ihnen bei gemeinschaftlichen Festmahlzeiten mit goldnem oder mit silbernem Geschirr zu bedienen seien, in welcher Rangordnung sie einhergehen müßten und dergleichen mehr. Der König von Frankreich hatte nur mit der größten Mühe durchgesetzt, daß auch ihm das bis dahin nur dem Kaiser beigelegte Prädicat „Majestät“ gegeben wurde. Dem französischen Fürsten wollten natürlich die übrigen Könige nicht nachstehen, diejen wieder die Republik Venedig nicht. Die Kurfürsten empfan-

den nun bei vielen Begegnungen sehr unwillig den Vorrang fremder Könige. Friedrich III. war dem Fürsten Wilhem von Dranien zur Erlangung des englischen Königsthrons vorzugsweise behüßlich gewesen, und doch mußte er die Verletzung erfahren, daß bei einer Zusammenkunft im Haage der König Wilhelm ihm keinen Armsessel anbot, weil ein solcher nur Königen gebührte. Die Conferenz wäre an diesem kleinlichen Umstande gescheitert, wenn man nicht zuletzt darauf gekommen wäre, dieselbe stehend abzuhalten. Bei den Friedensverhandlungen zu Ryswick fand sich der Kurfürst auf ähnliche Weise beleidigt, weil die Gesandten von Venedig den Vorrang vor dem seinigen erhielten; die Holländer gaben ihm zu verstehen, er brauche ja nur den Königstitel anzunehmen, da würde er Venedig nicht nachstehen. Solche Erfahrungen regten natürlich den Ehrgeiz Friedrich's immer mehr an, die Königskrone zu erwerben. Er schwelgte in dem Gefühle der Größe, welche sein Vater begründet, daß er viermal so viel Länder besitze, als zu einem Kurfürstenthum gehören, eine Kriegsmacht aufstellen könne, die ihn Königen gleich mache, aber er wollte nun auch, daß das äußerlich anerkannt werde.

Mit Bestimmtheit trat dieser Gedanke bei Friedrich im Jahre 1693 hervor, wo er sich wieder über eine Mißachtung der kaiserlichen Gesandten beschweren zu müssen meinte; er beauftragte seinen Gesandten in Wien deshalb, Anträge wegen der Königskrone bei dem kaiserlichen Hofe zu stellen; doch konnte er zuerst nur allgemeine Versprechen erlangen. Als aber der Kurfürst von Sachsen zum König von Polen erhoben wurde und der Kurfürst von Hannover Aussicht erhielt, den englischen Thron zu besteigen, da erwachte in Friedrich mit neuer Kraft der lang gehegte Wunsch. Der Kaiser bedurfte gerade damals in dem bevorstehenden spanischen Erbfolgekriege seiner Unterstützung und es war daher von demselben eine größere Willfährigkeit zu erwarten. England, Holland und Frankreich hatten so eben einen für Oesterreich höchst nachtheiligen Vertrag in Betreff der spanischen Erbschaft abgeschlossen: da erbot sich der Kurfürst, mit Oesterreich gemeinsame Sache zu machen, um den Preis der Anerkennung der königlichen Würde. Je näher nun das Ende des Königs Karl II. von Spanien und damit der Streit um seine Erbschaft rückte, desto mehr mußte der Kaiser geneigt werden, jener einzigen Bedingung des Kurfürsten zu willfahren.

Am 16. November 1700 wurde zu Wien der sogenannte Kronvertrag abgeschlossen, durch welchen sich Friedrich III. zu der engsten Verbindung mit Oesterreich für den Krieg, sowie für die Reichsangelegenheiten verpflichtete, wogegen der Kaiser ihn als König in Preußen anerkannte. Die besonderen Bestimmungen sind: der Kurfürst verspricht auf die Hülfsgelder, die ihm der Kaiser aus den früheren Feldzügen noch schuldig ist, zu verzichten, und gleichwohl in dem bevorstehenden Kriege wegen der spanischen Erbschaft 10,000 Mann Hülfstruppen zu senden, bei jeder Kaiserwahl dem habsburgisch-österreichischen Hause seine Stimme zu geben, in allen Reichsangelegenheiten dem Kaiser nicht zuwider zu sein und aus seiner neuen Würde für seine Stellung als deutscher Reichsfürst keine neuen Ansprüche herzuleiten. In Bezug auf die Erhebung des Kurfürsten zum König sagt die Urkunde:

„Da der Kurfürst dem Kaiser vorstellen lassen, daß er aus verschiedenen Gründen die Absicht habe, seinem Hause den königlichen Titel zu erwerben,

und den Kaiser gebeten, ihm dazu behülflich zu sein, indem er wohl erkenne, daß er sich, nach dem Beispiele anderer souveräner Könige, die in vorigen Zeiten diese Würde erlangt, deshalb vornehmlich an den Kaiser als höchstes Haupt der Christenheit zu wenden habe, auch nicht gemeint sei, ohne dessen Approbation zur Krönung zu schreiten, so habe der Kaiser in Betracht des uralten Glanzes, Macht und Ansehen des Kurhauses Brandenburg, und wegen der von dem jetzt regierenden Kurfürsten dem gemeinen Wesen bisher geleisteten großen Dienste resolviret, eine solche wohlverdiente Dignität dem Kurfürsten beizulegen, erkläre auch aus kaiserlicher Macht und Vollkommenheit, wenn der Kurfürst dieser erlangten Approbation zufolge sich wegen seines Herzogthums Preußen zum König ausrufen und krönen lassen wolle, daß er, der Kaiser, und sein Sohn, der römische König, auf erhaltene Anzeige ihn unverzüglich in und außerhalb des Reiches für einen König in Preußen ehren, würdigen und erkennen und ihm diejenigen Prärogativen, Titel und Ehren erweisen wollen, welche andere europäische Könige vom Kaiser und kaiserlichen Hofe erhielten, auch zu befördern, daß dasselbe von anderen Mächten geschehe. Alles jedoch ohne Präjudiz für das Reich."

Es ist hierbei wohl zu bemerken, daß nichtetwa der Kaiser den Kurfürsten zum Könige erhebt; das hatte Friedrich ausdrücklich abgewiesen: er wollte sich selbst zum Könige machen und krönen, nur der kaiserlichen Zustimmung wollte er zur Vermeidung großer Schwierigkeiten im Voraus gewiß sein.

Daß der Kurfürst sich zum König in Preußen, nicht zum König von Brandenburg machte, obwohl dies sein altes Erb- und Stammland und der Sitz seiner Herrschaft war, beruhete darauf, daß die Erhebung, wie es auch im Vertrage ausdrücklich heißt, unbeschadet dem deutschen Reich geschehen sollte. Als brandenburgischer Fürst war Friedrich dem Reich angehörig und unterthan, und es wäre der ganzen deutschen Reichsverfassung, wie sie durch die goldene Bulle geordnet war, zuwider gewesen, wenn ein einzelner Reichsfürst als solcher sich hätte zum König machen wollen. König von Brandenburg konnte daher der Kurfürst nicht werden, wohl aber König in Preußen, weil das Herzogthum Preußen sein völlig unabhängiger Besitz und durch kein Lehnverhältniß mehr an ein anderes Reich gebunden war: indem er Kurfürst von Brandenburg und als solcher ein deutscher Reichsfürst blieb, konnte er doch zugleich ein unabhängiges Königthum in Preußen errichten. Daß er sich aber nicht König von Preußen, sondern in Preußen nannte, geschah deshalb, weil ihn noch nicht ganz Preußen, sondern nur Ostpreußen gehörte.

Die Krönung. Sobald der Kronvertrag abgeschlossen war, wurden alle Anstalten schleunigst getroffen, um die Feierlichkeit der Annahme der Königswürde und die Krönung in der Hauptstadt Preußens, Königsberg, mit aller Pracht zu begehen. Am 16. December erließ Friedrich an die Kurfürsten, Fürsten und Stände des deutschen Reichs ein öffentliches Manifest, in welchem er denselben seinen Entschluß bekannt machte, und schon am folgenden Tage brach er mit seiner Gemahlin, zweien seiner Brüder, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, drei Compagnien Garde du corps, 100 Mann Schweizer-Garde und so zahlreichem Gefolge von Berlin auf, daß dasselbe

in vier Abtheilungen reisen mußte, weil bis Königsberg 30,000 Pferde zum Vorspann gebraucht wurden. Am 29. December kam der Fürst in Königsberg an. Der 18. Januar wurde für die große Feier bestimmt.

Am 15. Januar 1701 begannen die Festlichkeiten. Vier Herolde ritten in prächtigem Aufzuge und in Begleitung angesehenen Hofbeamten und unter militärischer Bedeckung durch die Stadt und lasen auf fünf öffentlichen Plätzen folgende Bekanntmachung:

„Demnach es durch die allweise Vorsehung Gottes dahin geziehen, daß dieses bisher gewesene souveräne Herzogthum Preußen zu einem Königreich aufgerichtet, und dessen Souverän, der allerdurchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Friedrich, König von Preußen geworden, so wird solches hiermit männiglich kund gethan, publiciret und ausgerufen: Lange lebe Friedrich, unser allergnädigster König, lange lebe Sophie Charlotte, unsere allergnädigste Königin.“

Am 16. Januar, als an einem Sonntage, wurde in allen Kirchen der göttliche Beistand zu der bevorstehenden Krönung erbeten.

Am 17. Januar 1701, am Vorabend des großen Krönungstages, stiftete Friedrich einen neuen Ritterorden, den des preußischen schwarzen Adlers (während Polen einen weißen Adlerorden hatte), und hielt sogleich ein Kapitel zur Aufnahme von achtzehn Rittern. Zur Erinnerung daran findet noch jetzt das alljährige preußische Ordensfest am 17. Januar statt. Die Stiftungsurkunde über den Orden erklärt das Sinnbildliche desselben mit folgenden Worten: „Der Adler, der König des Geflügels, das Sinnbild der Gerechtigkeit, zeigt eben den Endzweck unseres Reiches und Ordens an, und worauf Beides abzielt: nämlich Recht und Gerechtigkeit zu üben und Jedwem das Seine zu geben; welches desto deutlicher auszudrücken wir den Adler, in der einen Klaue einen Lorbeerkrantz, in der anderen Donnerkeile, und über dem Haupte unseren gewöhnlichen Wahlspruch: *Suum cuique* zur Ueberschrift verordnet: mit dem Kranze die Gerechtigkeit der Belohnungen, mit den Donnerkeilen die Gerechtigkeit der Strafen und mit dem *Suum cuique* die allgemeine Unparteilichkeit anzudeuten, nach welcher nicht nur Einem und dem Andern, sondern Allen durchgehends und Jedwem nach Verdiensten das Seine geleistet werden sollte.“

Am 18. Januar, dem lang ersehnten Tage der Krönung, legte Friedrich den glänzendsten königlichen Schmuck an. Der Rock war von Scharlach, reich mit Gold gestickt und mit großen diamantenen Knöpfen besetzt, deren jeder 3000 Dukaten gekostet hatte; darüber der königliche Purpurmantel von einer aus drei Diamanten bestehenden Agraffe zusammengehalten, deren Werth man auf eine Tonne Goldes schätzte. Friedrich begab sich zunächst in den Audienzsaal, wo die Großen des Hofes seiner warteten, und wo die Krone und das Scepter auf prächtigen Kissen lagen. Mit eigenen Händen setzte er sich die Krone auf und ergriff das Scepter, um anzudeuten, „daß er seine königliche Würde Keinem auf Erden zu danken, sondern solche vielmehr sich selbst gegeben habe.“ Aus dem Audienzsaale begab sich der feierliche Zug zunächst zu den Gemächern der Königin. Sophie Charlotte kam dem erhabenen Gemahle mit dem Gefolge ihrer Damen entgegen; dann beugte sie sich vor ihm und mit eigenen Händen setzte er ihr die Krone auf das Haupt.

Wieder begab man sich zum Audienzsaale, wo König und Königin sich auf silbernen Thronen niederließen und von den dort versammelten Ständen in ihrer neuen Würde zum ersten Male begrüßt wurden. — Dann begann, unter dem Geläute aller Glocken der Stadt, die feierliche Procession zur Schloßkirche. An dem Portale der Kirche wurden die Herrscher durch zwei Ober-Hofprediger, einen reformirten und einen lutherischen, die für den Tag zu Bischöfen ernannt waren, mit einem Segensspruche empfangen; sodann begaben sie sich auf die Throne, die einander gegenüber, zu den Seiten des Altars errichtet waren. In allen Kirchen des Reiches ward zu dieser Stunde über die Worte des Psalmisten gepredigt: „Ich habe funden meinen Knecht David; ich habe ihn gesalbet mit meinem heiligen Oele. Meine Hand soll ihn erhalten und mein Arm soll ihn stärken.“ Nach Predigt und Gesang ward zu der Hauptfeierlichkeit der Salbung geschritten. Ein köstliches Gefäß von Saspis, das auf einem goldenen Teller getragen ward, enthielt das heilige Del, welches, wie es weiland bei dem Könige David geschehen und auch sonst wohl üblich war, zur Salbung dienen und die Annahme des Königstitels zugleich durch eine göttliche Weihe verklären sollte. Friedrich legte Krone und Scepter von sich, kniete vor dem Altare nieder und betete; dann empfing er die Salbung auf die Stirn und auf den Puls beider Hände. Als das vollendet, nahm er Krone und Scepter mit eigener Hand wieder zu sich und bestieg aufs Neue seinen Thron. Ebenso geschah auch die Salbung der Königin. Gebet und Gesang beschloßen die heilige Handlung. Unter Trompeten- und Paukenschall, unter Kanonendonner und dem Schalle des Gewehrfeuers zog dann die Procession in der Ordnung, wie sie gekommen, wieder nach den Gemächern des Schlosses zurück. Während darauf die königliche Familie und der Hof an ihren Bruntafeln speisten, war für das Volk auf freiem Plage ein ganzer Dohs am Spieße gebraten, und zugleich sprang aus zweien Ablern, einem schwarzen und einem rothen, weißer und rother Wein. Der Abend ward durch eine glänzende Illumination verherrlicht.

Mit dem Krönungstage war die Reihe der Festlichkeiten keineswegs abgeschlossen; vielmehr schloß sich deren noch eine lange Reihenfolge an. Feierliche Audienzen und Gepränge der mannichfaltigsten Art, kirchlicher Glanz und weltliche Lustbarkeiten, Hetzjagden und Feuerwerke wechselten bunt und reich mit einander ab. Erst am 8. März wurde Königsberg mit dem feierlichsten Gepränge wiederum verlassen. — Der Einzug in Berlin war nicht minder glänzend. Zum Schluß aller Feierlichkeiten wurde in allen Provinzen ein Dank-, Buß- und Betfest gehalten.

Die Anerkennung des neuen Königthums. Friedrich hatte noch vor seiner Krönung ein Manifest an alle europäische Staaten erlassen, in welchem er erklärte, die Annahme der Königswürde sei für ihn „eine an sich ganz zulässige, durch Gründe und Beispiele überflüssig gerechtfertigte Sache, und durch Erhebung werde Keinem in der Welt an seinem etwaigen wohlhergebrachten Rechte das Geringste entzogen. Daher hege er zu sämtlichen Mächten das ungezweifelte Vertrauen, dieselben würden sich einem so unschuldigen Werke nicht widersetzen.“ In Folge dieser Aufforderung erklärten außer dem Kaiser noch Rußland, England, Dänemark, die Schweiz, die Niederlande, Sachsen und die meisten übrigen deutschen Fürsten alsbald ihre Zu-

stimmung und ließen dem neuen König Friedrich I. durch besondere Gesandte ihre Glückwünsche darbringen. Schweden folgte 1704, Frankreich und Spanien beim Friedensschluß 1713, die Republik Polen dagegen erst 1764. Vornehmlich aber protestirte der Papst in heftigen Ausdrücken dagegen, daß der Kaiser ein neues Königthum errichtet habe, während es nur dem päpstlichen Stuhle gebühre, Könige zu ernennen. Friedrich sei ein offener Feind der katholischen Kirche und besitze Preußen nur durch den Abfall eines seiner Vorfahren (des Großmeisters Herzog Albrecht). Deshalb erklärte der Papst, nie seine Zustimmung dazu geben zu wollen, und ermahnte, Friedrich nicht als König anzuerkennen. Freilich hatte diese Abmahnung nicht den geringsten Erfolg. Als bei der nächsten Kaiserwahl der Nuntius des Papstes, Cardinal Albani, nochmals gegen die Königswürde Friedrich's I. protestiren wollte, und der preussische Gesandte, Christoph von Dohna, das erfuhr, so erklärte dieser, wenn der Cardinal nur Miene mache, das zu versuchen, so werde er es bereuen; Dohna drohte, sich eines so handgreiflichen Beweises bedienen zu wollen, daß der Nefse des Papstes (Albani) kein Vergnügen daran haben würde. Als König Friedrich von der Angelegenheit unterrichtet wurde, billigte er nicht nur Dohna's Verfahren, sondern gab heimlich den Befehl, daß seine damals wegen des spanischen Erbfolgekrieges in Italien befindlichen Truppen in die Kirchenstaaten einrücken sollten, wenn der päpstliche Nuntius wirklich Protestation erhöhe. Doch unterblieb dies nun vorsichtigerweise.

So war Preußen fast ohne Widerspruch in die Reihe der europäischen Großmächte eingetreten, um fortan seine wohlverdiente Stelle unter denselben mit immer steigendem Ruhme zu behaupten.

28. Weitere Regierung König Friedrich's I. (1701 – 1713.)

Theilnahme am spanischen Erbfolgekrieg. Friedrich säumte nicht, die Schuld der Dankbarkeit abzutragen, welche er gegen den Kaiser für dessen Zustimmung zu seiner Erhöhung übernommen hatte. Sobald der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, in welchem sich zuletzt auch England und Holland mit Oesterreich verbanden, um dem Enkel des Franzosenkönigs, Philipp, nicht die ganze spanische Erbschaft ungetheilt zufallen zu lassen, stießen die preussischen Truppen zu den kaiserlichen Heeren, und alle Bemühungen Frankreichs, den König Friedrich durch große und vortheilhafte Anerbietungen von jenem Bündniß abwendig zu machen, waren vergeblich. Wiewohl derselbe Oesterreich nur 10,000 Mann Hilfstruppen zugesagt hatte, stellte er doch während des größten Theils des Krieges 25,000 Mann.

Die preussischen Truppen, welche zunächst an den Rhein zogen, standen unter der Führung des damals noch jungen, aber schon höchst ausgezeichneten Kriegsmannes, des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau. Derselbe war der Sohn und Erbe des regierenden Herzogs von Dessau und durch seine Mutter ein Vetter König Friedrich's. Schon früh machte er durch sein einfach verbes, biederes, entschlossenes Wesen viel von sich reden. Gegen den Willen seines Hofes setzte er seine Heirath mit einem einfachen Bürgermädchen, der Tochter des Hofapothekers Böse in Dessau, durch, indem er er-

reichte, daß der Kaiser dieselbe vorher in den Reichsfürstenstand erhob. Schon als achtzehnjähriger Jüngling hatte er sich als Oberst eines brandenburgischen Regiments bei der Belagerung von Namur ausgezeichnet; jetzt erntete er während des spanischen Erbfolgekriegs immer neuen glänzenden Feldherrnrühm. Leopold war ein rauher Kriegermann, wie man sie damals brauchte, der selbst Viel leistete und Viel von Anderen forderte. Von wissenschaftlicher Bildung besaß und hielt er Nichts, er verachtete sie als nutzlose Pedanterei: in seinem ganzen Wesen war er einfach, derb bis zur Grobheit, rauh bis zur Rohheit, dabei pffiffig, ja verschlagen, in der größten Gefahr bei allem stürmischen Muth doch kalt und besonnen, immer seiner mächtig. Es läßt sich begreifen, daß ein solcher Führer den Soldaten lieb und werth war; denn er selbst wollte eben nur Soldat sein. Dabei erwarb er sich die tiefste Einsicht in das Wesen der Kriegskunst, in deren Fortentwicklung er schöpferisch eingriff. Bei allen Gelegenheiten errangen die Preußen unter Leopold's klugem und kühnem Oberbefehl große Anerkennung, und besonders gebührt ihnen der Ruhm, zu dem Siege bei Höchstädt, welchen der Herzog von Marlborough und Prinz Eugen von Savoyen gegen die Franzosen errangen, durch ihre Tapferkeit sehr viel beigetragen zu haben. Der Prinz Eugen schrieb an den König von Preußen, daß seine Truppen ein unsterbliches Lob verdient. Vorzüglich hob er die „heldenmüthige Conduite des Generals Fürsten von Anhalt hervor, der auf keinerlei Weise seine Person geschont oder vor einiger Gefahr sich entfärbt, sondern im Gegentheil mit großer Unerfrodenheit seine Leute in das härteste Treffen geführt, dergestalt, daß man ihm die Gewinnung der vortrefflichen Victoria zu seinem unsterblichen Nachruhm größtentheils zuzurechnen hat“ (1704).

Auch nach dem Tode des Kaisers Leopold unter dessen Nachfolger Joseph I. blieb Friedrich dem Bündniß mit Oesterreich treu, und seine Truppen folgten den österreichischen Heeren auch nach Italien. Der Prinz Eugen fand bei ihnen in der ruhmreichen Schlacht von Turin die kräftigste Unterstützung (1706) und schrieb darüber nach Wien: „Der Fürst von Anhalt hat mit seinen Truppen abermals Wunder gewirkt. Zweimal traf ich ihn im stärksten Feuer selbst an der Fronte derselben und ich kann es nicht bergen, sie haben an Muth und Ordnung die meinigen weit übertroffen. Es ist kein Preis zu hoch, wodurch ich ihr Ausharren erkaufen kann.“ Auch an dem Siege des Herzogs von Marlborough bei Ramilies über den französischen Marschall Villeroi hatten die Preußen ruhmvollen Antheil.

Frankreich war auf allen Seiten hart bebrängt, dennoch führte der Krieg nicht zur vollständigen Demüthigung des stolzen Staates, weil der große feindliche Bund zuletzt auseinanderfiel; England fürchtete bald wieder, daß Oesterreich, wenn es die spanische Erbschaft erhielt, zu mächtig werden könnte, und begann ohne Mitwissen seiner Bundesgenossen mit Frankreich allein zu unterhandeln; nach und nach ließen sich alle Parteien zu besonderen Verhandlungen bereit finden. Zu Utrecht kam im Jahre 1713 bald nach Friedrich's I. Tode ein Friede zu Stande. Preußen erlangte dabei denjenigen Theil von Geldern, der bis dahin der spanische geheiß, insbesondere die Stadt Geldern, ferner die Anerkennung des Königs als Fürst von

Neufchatel und Valengin; auch wurde die Anerkennung der königlichen Würde von Preußen beim Friedensschluß im Namen Frankreichs und Spaniens ausdrücklich ausgesprochen.

Neufchatel und Valengin in der Schweiz waren früher durch Heirath an das Haus Oranien gekommen, von Wilhelm III. von England aber im Jahre 1694 an den damaligen Kurfürsten Friedrich abgetreten worden. Französische Prinzen machten jedoch gleichfalls auf das Land Anspruch und der französische Gesandte in der Schweiz setzte Alles in Bewegung, um dasselbe für Frankreich zu gewinnen. Da sich die Bewohner selbst zu Preußen hinneigten, so drohte der Franzose, daß kein Winkel der Erde sie vor dem Zorn seines Königs schützen werde. Die versammelten Stände aber erklärten, trotz dieser Drohungen, die Ansprüche Friedrich's für die gegründetsten, nahmen ihn als rechtmäßigen erblichen Herrn unter der Bedingung, daß er ihre Freiheiten und Rechte bestätige, an und übergaben seinem Gesandten die Regierung (1707). Der König von Frankreich wollte damals die Zahl seiner Feinde nicht vermehren und gab nach; im Utrechter Frieden erkannte er, wie gesagt, Friedrich's Rechte als souveräner Prinz von Oranien, Neufchatel und Valengin an.

Erwerbung von Tecklenburg. Von anderen Erwerbungen König Friedrich's I. ist noch die Grafschaft Tecklenburg in Westphalen zu erwähnen. Ueber das Erbrecht in derselben hatte länger als ein Jahrhundert hindurch ein Streit zwischen den Grafen von Bentheim und den Grafen von Solms-Braunfels geschwebt, welcher zuletzt zu Gunsten der Letzteren entschieden worden war. Das Haus Solms-Braunfels glaubte jedoch den Besitz wegen der langen Anfeindungen ihrer Nebenbuhler nicht ruhig antreten zu können und verkaufte deshalb die Grafschaft Tecklenburg für 250,000 Thaler an den König von Preußen (1707). Ueber die Ausdehnung des neuen Besitzes entstanden zunächst weitere Streitigkeiten mit den Grafen von Bentheim, erst 1729 erfolgte eine Einigung, nach welcher Preußen die ursprüngliche Grafschaft Tecklenburg erhielt, die Grafen von Bentheim unter Beibehaltung des Titels von Tecklenburg die übrigen Güter (die Herrschaft Rheda mit Gütersloh u. s. w.) behielten.

Heer und Miliz. Das stehende Heer, welches der große Kurfürst als die Hauptstütze der aufkeimenden Macht seines Staates bei jeder Gelegenheit bezeichnet hatte, galt auch Friedrich I. als eine der wichtigsten Säulen seiner Kriegsgewalt. In den letzten Jahren seiner Regierung war die preussische Armee stärker, als je vorher; bereits an 50,000 Mann mit 40 Generalen. Dem Sinn des Königs für äußeren Prunk entsprach es, daß er verschiedene Arten prächtiger Leibwachen errichtete. Da findet man Garde du Corps, deutsche und französische Grands-Mousquetairs, wo jeder Soldat Lieutenantsrang hatte, Grenadiers à cheval, Gensd'armes, die preussische und kurmärkische Garde zu Fuß, ein Leibregiment zu Pferde und Grenadiergarde. Alles sehr kostbar ausgerüstet, bekleidet und besoldet. Eigenthümlich ist, daß wir schon damals den Versuch einer Art Landwehr finden, die bereits erwähnte Miliz. Auf den königlichen Domainen sollten die Baueröhne, welche unverheirathet und noch unter 40 Jahren waren, in den Waffen geübt werden. Nachdem man ihnen einmal die Furcht benommen, als würde sie ohne

Weiteres mit zu Felde ziehen müssen, machten ihnen die Uebungen, welche von Unteroffizieren der Armee im Sommer nach Feierabend vorgenommen wurden, viel Vergnügen; ein Mal in jedem Monat kamen sie aus einem ganzen Bezirk zusammen. Mit den so eingelebten Mannschaften hoffte man feindliche Einfälle, wie die früheren schwedischen, auf immer unmöglich zu machen, zur Zeit dringender Noth gedachte man sie innerhalb des Landes auch mit den regelmäßigen Truppen vereinigen zu können.

Sorge für Wissenschaft und Kunst; Akademie der Wissenschaften.

Auch die Pflege der geistigen Entwicklung seines Volks erschien dem ersten König von Preußen als einer der würdigsten Gegenstände seiner königlichen Fürsorge. Wie viel treffliche Anregung in dieser Beziehung von seiner Gemahlin Sophie Charlotte und deren berühmtem Freund Leibnitz ausging, und wie sehr die aus Frankreich geflüchteten Gelehrten dazu beitrugen, die Keime wissenschaftlicher Forschung in Brandenburg zu beleben, wird im Folgenden näher erwähnt werden. Bald wurde der Sitz des neuen protestantischen Königthums auch zu einem Mittelpunkte geistiger Regsamkeit für ganz Norddeutschland.

Außer der Universität Halle stiftete Friedrich noch eine andere Werkstätte geistigen Lebens, nämlich die Akademie der Wissenschaften in Berlin. Es war dies schon lange der Wunsch Leibnitz's und seiner hochgebildeten Freundin Sophie Charlotte gewesen. Die nächste Veranlassung gab aber eine Versammlung vieler Gelehrten in Berlin, welche Friedrich berufen hatte, um über die Einführung des verbesserten Kalenders zu berathen. Leibnitz äußerte damals den Gedanken, nach dem Muster der Pariser Akademie auch in Berlin die größten Gelehrten zu einer bleibenden Gemeinschaft zu vereinigen, welche nicht, wie die Universitäten, den Unterricht der Jugend, sondern die wissenschaftliche Forschung überhaupt zum Zweck haben müsse. Er hatte dabei zunächst und vorzugsweise den Nutzen im Auge, welchen die Pflege der Naturwissenschaften für das allgemeine Wohl haben werde, ihren Zusammenhang mit dem Ackerbau, dem Berg- und Hüttenwesen, allen Künsten und Gewerben. Selbst für die Förderung des Christenthums unter den Heiden versprach er sich gute Erfolge, wenn die Missionäre sich durch nützliche physikalische und medicinische Kenntnisse leichter Eingang verschaffen könnten. Dazu sollten nun die gelehrten Leute des Landes unter dem Schutz des Fürsten zu einer Gesellschaft vereinigt werden, welche die Sammlung und Erweiterung aller vorhandenen wissenschaftlichen Kenntnisse und deren Verbreitung durch faßliche Schriften und bildliche Darstellung zum Zweck haben sollte, ferner auch Briefwechsel mit dem Auslande unterhalten, einzelne Gelehrte zu Forschungen ausenden, Denkwürdigkeiten bekannt machen, astronomische Untersuchungen und medicinische Versuche anstellen müsse. Leibnitz theilte diesen Entwurf auf einem Ausflug nach Oranienburg dem Fürsten mit, welcher ihn als ein Mittel neuer Verherrlichung seiner eben im Werke begriffenen königlichen Erhebung lebhaft auffaßte und gleich noch den Wunsch hinzufügte, daß sich die Gesellschaft auch mit der Pflege und der Erhaltung der Reinheit der deutschen Sprache beschäftigen möge. Friedrich hatte zugleich Einsicht und Bildung, wie Ehrgeiz genug, solche Pläne zu erfassen, und erließ noch in demselben Jahre 1700 den Stiftungsbrief der Akademie der Wissenschaften, erklärte sich zu ihrem Protector und bestimmte, daß ihr

eine Sternwarte und ein Laboratorium erbaut werden sollte. Die Gesellschaft wurde in vier Abtheilungen nach den Hauptgegenständen getheilt: 1) Physik, Medicin und Chemie; 2) Mathematik, Astronomie und Mechanik; 3) deutsche Sprache und vorzüglich deutsche Geschichte; 4) Literatur, vorzüglich des Orients, zur Fortpflanzung des Evangeliums unter den Ungläubigen. Die völlige Einrichtung der „königlich preussischen Societät der Wissenschaften,“ wie man zuerst die Akademie nannte, erfolgte am 3. Juni 1710.

Auch den Künsten widmete Friedrich eine ganz besondere Theilnahme, aus seiner Zeit rühren einige der herrlichsten Denkmäler der Kunst her, welche die schöne Königsstadt an der Spree aufzuweisen hat, besonders die eiserne Reiterstatue des großen Kurfürsten auf der langen Brücke, ein unübertroffenes Meisterwerk des berühmten Schlüter, und das herrliche Zeughaus von demselben Künstler. Berlin wurde in jeder Weise verschönert und erhielt durch die Friedrichsstadt eine bedeutende Erweiterung. Auch mehrere Lustschlösser und die Stadt Potsdam wurden unter dem ersten König erbaut.

Die Schattenseite in Friedrich's Regierung. König Friedrich fühlte sich glücklich, wenn er in der Pracht seines Ornaments auf dem Throne saß, umgeben von seinen Brüdern, den Markgrafen, die mit fürstlichem Pomp erschienen, den Rittern seines Ordens, der alsdann an kostbarer Kette getragen wurde, seinen Kammerherren mit den goldenen Schlüsseln, den Mitgliedern seines geheimen Staatsraths und Ministeriums in ihren gestickten Amtstrachten, den Generalen und Obersten seines Kriegsheeres. In alter Schweizerart, in weißem Atlas mit goldenen Spitzen verbrämt, prangten die Offiziere seiner Trabanten. Was nur irgend zum Hofe gehörte, Garderobe und Stall, Keller, Küche, Bäckerei, Silberkammer mußte Ueberfluß zeigen. Vierundzwanzig Trompeter riefen zur Mittagstafel: die Jägerei und vor Allem die Musikkapelle waren zahlreich besetzt. Auch den Hofnarr ließ sich der Fürst nicht nehmen, der ihm zuweilen im Scherz entdeckte, was ihm von Andern verschwiegen wurde. An der Anordnung prächtiger Feste nahm er selbst den größten Antheil. Die steifste französische Etiquette wurde bei Hofe eingeführt; denn so abgeneigt Friedrich dem Könige Ludwig XIV. war, so wollte er es doch an Glanz ihm und seinem damals so berühmten Hofe in allen Dingen gleich thun*).

Dieser Glanz aber wurde eine Quelle mancher Uebel für das Land und für die Verwaltung; die Kosten des Hofstaats nahmen von Jahr zu Jahr zu, um so mehr, als die Günstlinge des Königs darauf bedacht waren, seine Freigebigkeit und Nachsicht auf alle Weise zu ihrer Bereicherung zu benutzen.

So mußte denn auf neue Mittel zur Bestreitung der großen Ausgaben gedacht werden: zu den früheren Steuern, welche zum Theil erhöht wurden, kamen nach und nach eine ganze Reihe anderer Auflagen hinzu, und zu wiederholten Malen wurde eine außerordentliche Generalkopfsteuer erhoben, zu welcher Jedermann beitragen mußte. Ganz neu waren die Steuern auf die Luxusgegenstände, besonders auf die Perrücken, welche nach dem Beispiel des Königs von allen Hofleuten und allmählig in allen Ständen getragen wurden. Trotz aller Belästigung des Landes mit den vielfachen, schweren

*) Ranke, I. 124.

Auflagen war jedoch bei Hofe fast immer Geldnoth. Das verschaffte einem unverschämten Betrüger, der sich *Dominico Cantano Graf von Ruggiero* nannte und in glänzendem Aufzuge nach Berlin kam, leicht Eingang bei dem Könige und dem Grafen Wartenberg, indem er behauptete, durch die Kunst der Alchymie Gold machen zu können. Der gewandte Abenteurer legte, wie gewöhnlich, eine Probe seiner Taschenspielerkunst ab, versprach Millionen, erhielt eine Wohnung in einem königlichen Hause angewiesen, aber kein Geld, weil man meinte, das habe ein Goldmacher nicht nöthig. Er verlangte jedoch 50,000 Thaler, um die Flüssigkeit, welche er zum Goldmachen brauche, zu schaffen; da er das Geld nicht erhielt, reiste er nach Frankfurt a. M. ab, wurde aber bald zurückgeholt, weil die in Schulden versunkenen Hofleute dem König anlagen, den Wundermann nicht so schnell fortzulassen. Vergeblich kam von mehreren Fürsten inzwischen die Anzeige, daß derselbe ein Betrüger sei; man wollte es nicht glauben. Der Abenteurer ließ es sich in Berlin nochmals wohl gefallen, brachte aber natürlich kein Gold zu Stande und floh endlich, da man ihm zusetzte, nach Stettin; noch einmal zurückgeholt, entwich er bald wieder, wurde jedoch wiederum nach Berlin gebracht und wußte den Hof noch ein ganzes Jahr hinzuhalten. Dann wurde ihm endlich als Betrüger der Proceß gemacht, und in Flittergold gekleidet wurde er in Küstrin aufgehängt.

Viel schädlicher für den ganzen Staat war die langjährige Gunst, in welcher sich der Graf Kolb von Wartenberg bei Friedrich zu behaupten wußte. Durch seine vorsichtige Benutzung aller Schwächen des Königs, durch seine Geschmeibigkeit und die Kunst, den Fürsten zu vergnügen, hatte er sich in dessen Freundschaft so fest gesetzt, daß es fast unmöglich schien, ihn daraus zu verdrängen. Auch seiner Gemahlin, einer Person von gewöhnlicher Herkunft und ohne alle Bildung, mußte die höchste Auszeichnung bei Hofe gezollt werden, sie viel mehr noch als ihr Gemahl machte sich durch hochmüthigen Dünkel und anmaßendes Wesen überall Feinde. Bei der Königin Sophie Charlotte hatte sie lange Zeit keine Beachtung, noch auch den Zutritt zu den kleinen Gesellschaften in Lüzenburg zu erlangen gewußt. Als die Fürstin es endlich dem Wunsche Friedrich's nicht mehr versagen konnte, sie nach Lüzenburg einzuladen, gerieth die anmaßende Gräfin gleich bei der ersten Zusammenkunft dadurch in große Verlegenheit, daß Sophie Charlotte sie, wie es in Lüzenburg hergebracht war, französisch anredete, worauf die hochfahrende Frau zur Schadenfreude aller Anwesenden nicht zu antworten wußte. Zuletzt wurde ihr Uebermuth auch gegen die königliche Familie so unerträglich, daß sie die Gunst des Königs endlich verlor. Nun sammelten sich die Feinde des Grafen um den Kronprinzen *Wilhelm*, welchem das Treiben der Wartenbergs schon längst ein Aergerniß gewesen war; aber noch immer hielt es schwer, den König zu einem entscheidenden Schritt zu bringen. Endlich sah er ein, daß er den Günstling, der sein Vertrauen gemißbraucht, entlassen müsse. Derselbe erhielt eine reichliche Pension, mit der Verpflichtung, in Frankfurt am Main zu bleiben; er soll Millionen und seine Frau allein gegen eine halbe Million Thaler an Diamanten mitgenommen haben.

Auch in seiner Familie hatte der König in seinen letzten Jahren wenig Freude. Nach dem Tode der Königin Sophie Charlotte hatte er sich bestimmen

lassen, zu einer dritten Vermählung mit der Prinzessin Sophie Luise von Mecklenburg-Schwerin zu schreiten; doch war diese Ehe für ihn keine Quelle häuslichen Glücks. Die junge Königin, an ein einfaches, zwangloses Leben gewöhnt, wollte sich mit dem peinsichen Ceremoniell des Berliner Hoflebens, sowie mit ihrer ganzen Umgebung nicht befreunden, und ihre strenge Frömmigkeit fand sich im Widerspruch mit dem dortigen glänzenden Treiben. Als eifrige Lutheranerin suchte sie überdies ihren Gemahl zur lutherischen Confession zu bekehren, was viel Bitterkeit in der Familie erzeugte. Später verfiel die Königin ganz in fromme Schwärmerei und in einen krankhaft gereizten Seelenzustand.

Die Sorgen des Königs wurden noch durch die Verheerungen der Pest vermehrt, welche besonders im Jahre 1709 im Gefolge einer großen Missernte aus Polen nach Ostpreußen herüber kam und so stark wüthete, daß die Landesbehörden selbst von Königsberg nach Belau flüchteten. In wenigen Monaten verlor Königsberg 7000 Einwohner an der Krankheit, in Preußen überhaupt raffte dieselbe 250,000 Menschen dahin, d. h. ein Drittheil der damaligen Bevölkerung.

Endlich hatte der König noch den Verlust seiner beiden ältesten Enkel zu beklagen. Zu seinem großen Troste wurde jedoch dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm am 24. Januar 1712 wieder ein Sohn geboren, zu dessen Taufe der König eine überaus glänzende Ceremonie anordnete: der Prinz hatte dabei eine kleine Krone auf dem Haupte und ein Kleid von Silberstück mit Diamanten besetzt, an dessen Schleppe sechs Gräfinnen trugen. Es wurde ihm der Name Friedrich gegeben, die Nachwelt hat ihn Friedrich den Großen genannt.

Aber mit Friedrich I. ging es nun bald zur Neige; als er sein Ende herannahen fühlte, bereitete er sich mit christlicher Fassung auf den Tod vor. Er segnete seinen Sohn und seinen Enkel, dankte seinen Ministern für ihre Treue, und starb in Gegenwart des Kronprinzen am 25. Februar 1713, in einem Alter von 55 Jahren und nach einer 25jährigen Regierung.

29. Die Königin Sophie Charlotte*).

Friedrich's zweite Gemahlin, Sophie Charlotte, war am 20. October 1668 geboren, eine Tochter Ernst August's von Hannover und der hochgebildeten klugen Prinzessin Sophie aus dem pfälzischen Hause. Die trefflichen Anlagen, mit welchen Sophie Charlotte begabt war, hatten frühzeitig durch Belehrung und geistige Anregung eine vorzügliche Ausbildung erhalten. Sie empfing guten Unterricht im Lateinischen, sprach bald französisch, italienisch und englisch mit gleicher Leichtigkeit, wie ihre Muttersprache, die Erlernung und Uebung der Musik wurde nicht verabsäumt, selbst für die ernstesten Wissenschaften zeigte sie schon als junges Mädchen großen Eifer. Die größte Bedeutung für ihre Bildung erhielt später der Einfluß des berühmten Gelehrten und Weltmanns Leibniz. Durch mannichfache Reisen nach Italien, nach

*) Nach Barchagen v. Ense: Sophie Charlotte, Königin von Preußen.

Frankreich und nach verschiedenen Badeorten erhielt ihr Geist neue Anregung. Eine italienische Reise wirkte auf die Ausbildung ihres Urtheils und Geschmacks sehr vortheilhaft, besonders für die Musik, welcher sie ihre ganze Neigung zuwendete; noch eindrucksvoller aber war eine Reise nach Paris. An dem französischen Hofe, welcher damals in der höchsten Blüthe geistigen und geselligen Verkehrs stand, erregte die funfzehnjährige Prinzessin sowohl durch ihre Schönheit, als durch die Reife ihres Verstandes und den Umfang ihrer Kenntnisse allgemeines Erstaunen. Ludwig XIV. selbst war von der liebenswürdigen Erscheinung so eingenommen, daß er den Gedanken faßte, sie mit einem französischen Prinzen zu vermählen. Doch hatte dieselbe bereits eine andere Bestimmung. Der damalige Kurprinz Friedrich von Brandenburg, welcher seine erste Gemahlin verloren hatte, war schon früher im Bade zu Pyrmont, sodann bei einem Besuche der hannöverschen Familie in Berlin mit der schönen und gebildeten Sophie Charlotte näher bekannt geworden, und beiden fürstlichen Häusern schien eine Verbindung derselben mit Friedrich höchst vortheilhaft. Hätte die Neigung der Prinzessin allein entscheiden können, so würde sie diese Wahl kaum getroffen haben: denn Friedrich war äußerlich unansehnlich und keineswegs so frischen lebendigen Geistes, wie es der geistvollen Prinzessin lieb gewesen wäre, sie wußte überdies, daß er prächtige Ceremonien und einen steifen Ton liebte, während sie selbst ein einfacheres, ungezwungenes Wesen vorzog. Sie gab jedoch die von der Mutter gewünschte Einwilligung und am 28. September 1684 fand die Vermählung der sechszehnjährigen Prinzessin mit großer Pracht zu Herrenhausen statt, bald darauf der nicht minder glänzende Einzug in die brandenburgische Hauptstadt.

Berlin war unter der Regierung des großen Kurfürsten kräftig emporgestiegen; der Wohlstand und die Bildung der Einwohner, so wie der Glanz und Geschmack des höheren Lebens wurden einstimmig anerkannt: durch die Verbreitung der französischen Sprache nahm die gesellige Unterhaltung in den höheren Kreisen einen lebhaften Aufschwung, und Sophie Charlotte freute sich, an der Spree ihre schönen Erinnerungen von Paris wieder zu finden.

Am Hofe selbst freilich fand die Fürstin wenig Erfreuliches: die einzelnen Glieder standen einander in den letzten Jahren des großen Kurfürsten voll Mißtrauen und Kälte gegenüber und ein traulicheres Begegnen der verschiedenen Parteien fand nicht statt. Dagegen war schon damals jede öffentliche Handlung mit Prunk und Ceremonien überhäuft, was dann unter Friedrich noch mehr überhand nahm. Das konnte dem Sinn Sophie Charlotten's nicht zusagen: zwar hätte sie durch ihren großen Verstand, unterstützt von Schönheit und Liebenswürdigkeit, leicht ein Uebergewicht unter den Parteien gewinnen und allmählig das Ganze mehr nach ihren Neigungen leiten können, aber die Ausübung solcher Macht reizte sie nicht, und sie zog es vor, sich ein Dasein für sich inmitten des ihr fremdartigen Hoflebens zu bilden. Sie blieb ihrem Gemahl treu ergeben, aber ihre Freuden und Erholungen suchte sie in einem engeren Kreise, wo sie der Heiterkeit ihres Gemüths im Schooße der Freundschaft freien Lauf lassen und im zwanglosen Gespräch die reichen Gedanken austauschen konnte. Sie stiftete vertrauliche Gesellschaftstage, wo die lästige Hoffitte aufgehoben war und die Damen zur Vermeidung unnützen Aufwandes in einfacher schwarzer Kleidung erschienen und wo nicht gespielt,

sondern allenfalls eine Handarbeit vorgenommen wurde; besonders auch Gelehrte und sonst nicht Hoffähige erhielten hier Zutritt.

Nachdem Sophie Charlotten's Gemahl den Thron bestiegen hatte, wurde der Prunk und das steife Ceremoniell an seinem Hofe noch mehr überwiegend; die Fürstin fügte sich darein, so viel es ihre Stellung verlangte, aber desto mehr hielt sie sich dann für solchen Zwang in den stillen Freuden ihres intimeren Lebens schadlos, worin sie ihr Gemahl frei gewähren ließ.

Der Kurfürst hegte schon seit längerer Zeit den Gedanken, ihr zum Landaufenthalt ein Lustschloß in der Nähe von Berlin erbauen zu lassen. Das Dorf Lützen zwischen Berlin und Spandau gefiel der Fürstin seiner Lage wegen. Friedrich kaufte es für sie und beschloß, dort eine fürstliche Wohnstätte zu errichten. Die Anlage der schönen Gärten war schon weit vorgeschritten, als im Jahre 1696 auch der eigentliche Schloßbau unter dem berühmten Baumeister und Bildhauer Schlüter zu Stande kam. Der Kurfürst war darauf bedacht, diesen Lustort immer schöner und reicher mit seltenen Blumenanlagen, Orangerie, Bildsäulen u. s. w. auszustatten, und so wurde Lützenburg, wie man den Ort zuerst nannte, später Charlottenburg, der Lieblingsaufenthalt der Kurfürstin und ihres interessanten Zirkels, an welchem bald auch Leibnitz Antheil nahm. Sophie Charlotte hatte sich von ihrer Jugend gewöhnt, diesen Freund ihrer hochgebildeten Mutter als den ihrigen anzusehen, und je höher sie selbst an Geistesentwicklung stieg, desto fester wurde auch ihre Beziehung zu Leibnitz. Sein Name wurde am Hofe zu Berlin mit Ruhm genannt, und da Friedrich gelehrtes Verdienst wohl zu würdigen wußte, auch den Verkehr mit berühmten Gelehrten als einen nothwendigen Bestandtheil eines prächtigen Hofes betrachtete, so sah er selbst es gern, daß der Briefwechsel seiner Gemahlin mit dem großen Denker immer lebhafter wurde. Der Kurfürst hatte sich selbst schon mit ihm in Verbindung gesetzt, um in einer Angelegenheit, welche ihn, wie seine Gemahlin, sehr beschäftigte, nämlich wegen der Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, des großen Gelehrten Rath zu erbitten. Später kam Leibnitz auf Friedrich's Wunsch nach Berlin, wurde zum Kurfürstlichen Geheimen Rath und zum Präsidenten der neu gegründeten Akademie der Wissenschaften ernannt, an deren Stiftung die geistreiche Kurfürstin einen großen Antheil hatte.

Jetzt nahm das geistige Leben in Lützenburg einen immer höheren Aufschwung. Neben der gemüthlichen, geselligen Unterhaltung, Vorlesen, Musik und Bühnenspiel wurden immer häufiger auch ernst wissenschaftliche Gespräche geführt. Die Kurfürstin erfreuete sich an den Streitigkeiten gelehrter Männer über interessante Fragen, besonders aus dem Gebiete der Philosophie und der Religion; sie selbst besaß Bildung und Geist genug, um auch manchen Fachgelehrten durch ihre Fragen in Verlegenheit zu setzen. In keinem Zweige der Literatur war sie ganz unbekannt, und Leibnitz selbst bezeugte, wie begierig sie war, sich gründlich zu unterrichten und tiefer, als sonst bei Frauen gewöhnlich, in Alles einzudringen; er sagte einst: „Es ist nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen; denn Sie wollen das Warum vom Warum wissen.“ In ihrem Kreise wurden nun die wichtigsten theologischen Fragen sehr sorgfältig verhandelt. Dester erschien der Beichtvater des Königs von Polen, der Jesuit Vota, am Hofe, ein gelehrter Mann sehr lebhaften Geistes, welcher die Ab-

sicht hegte, den Kurfürsten und seine Gemahlin zum Katholicismus zu bekehren; Sophie Charlotte ließ ihn mit zwei ausgezeichneten protestantischen Geistlichen über die beiderseitigen Lehren disputiren und wies dann in einem leicht und schön geschriebenen Briefe selbst die Angriffe Vota's gegen die protestantische Lehre zurück. Ebenowenig gelang es dem Freidenker Toland, welcher alle Offenbarung dem Urtheil der bloßen menschlichen Vernunft unterwerfen wollte, den christlichen Glauben der Fürstin zu erschüttern. Nicht immer blieben die Erörterungen streng wissenschaftlich, oft gingen sie in leicht gesellige Unterhaltung über, und besonders, wenn die streitenden Parteien zu heftig aneinander gerathen wollten, trat die Fürstin selbst durch ihre weiblich würdevolle Haltung und ihre wohlwollende Freundlichkeit vermittelnd ein. Auch die schönen Künste waren in Charlotten's Nähe ein wirklicher Schmuck des Lebens; besonders hatte Musik für sie den lebendigsten Reiz, und ihre Ausübung durfte nie fehlen. Der König unterhielt eine bedeutende Kapelle, nahm ausgezeichnete Tonkünstler in Dienst, und die berühmtesten Sänger und Sängerinnen aus Italien kamen nach Berlin. Seiner Prachtliebe waren Schauspiele und Opern sehr willkommen. Sophie Charlotte selbst übte die Kunst mit Meisterschaft, und ihr Eifer für dieselbe war auf die Umgebung, ja auf die Stadt Berlin übergegangen. Alle jungen Personen des Hofes waren mehr oder minder musikalisch, und die Königin konnte auf ihrem Theater in Lüzenburg ganze Opern durch solche Liebhaber und Liebhaberinnen auführen lassen.

Das eigenthümlichste Talent der Fürstin war aber das der zwanglosen, gemüthlichen Conversation. Recht im Gegensatze mit ihrem Gemahle, der sich am frühen Morgen erhob und sein Tagewerk gern mit ceremoniöser Pracht unterbrach, liebte sie die langen Abende, zwanglose Hoheit, freies Gespräch. Sie war offen, edel, unverstellt und voll Anmuth. Keine Schmeichelei und nichts Unschönes hätte sich an sie heranwagen dürfen; denn sie wußte das Rechte von dem Falschen wohl zu unterscheiden. Sie kannte ihre Leute durch und durch und schonte ihre Schwächen in den vertraulichen Gesprächen durchaus nicht; Anmaßungen wies sie mit Kälte zurück, verlegene Bescheidenheit zog sie eher hervor.

So lebte Sophie Charlotte bis zum Jahre 1705, wo sie auf einer Reise nach Hannover im siebenunddreißigsten Jahre zur überirdischen Heimath abgerufen wurde. Schon zwölf Jahre vorher in der schönsten Jugendblüthe hatte die geistreiche und lebenslustige Fürstin ernstlich des Todes gedacht und ihr Testament niedergeschrieben. Als Text zur Leichenpredigt hatte sie dabei die Worte Joh. 11, 25 erwählt: „Jesus spricht: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stirbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.“

Alle Zeitgenossen stimmen darin überein, daß die Schönheit Sophie Charlotten's außerordentlich gewesen und Ehrfurcht und Bewunderung geboten, der Ausdruck ihrer seelenvollen klaren Züge aber nur Zuneigung und Vertrauen eingeflößt habe. Wiewohl klein von Gestalt, hatte sie doch ein hohes, würdevolles Ansehen. Einen eigenen Zauber gab es ihrem Gesichte, daß aus den reinsten blauen Augen liebevolle Sanftmuth blickte, während das

dunkle schwarze Haar Stärke und Fülle andeutete, durch den Gegensatz wechselseitig gehoben und gemildert.

Auch durch milde, ächte Wohlthätigkeit erwarb sich die Fürstin die Liebe und Dankbarkeit des Volkes. Ihr bleibendes Verdienst liegt jedoch darin, daß sie zuerst in unserem Vaterlande die geistigen Bestrebungen in den höheren Kreisen anregte und aufmunterte. Die Verbreitung feinerer Lebenssitte und besserer geselliger Neigungen ist ihr wesentlich zu danken, und ihr Einfluß hat in dieser Beziehung auf Berlin und von da aus auf die Provinzen weit hinaus gewirkt.

30. Friedrich Wilhelm I. König von Preußen (1718³ — 1740).

Friedrich Wilhelm's frühere Jahre. Am 4. August 1688 hatte Sophie Charlotte ihrem Gemahle Friedrich einen Prinzen geboren, welcher als Thronerbe freudig begrüßt wurde. In Berlin und bei den Großältern in Hannover war gleiche Freude über das erwünschte Ereigniß, und die Herzogin Sophie, die Mutter Sophie Charlotten's, kam eigens von Hannover nach Berlin, um ihren Enkel zu sehen. Als er ihr gebracht wurde, so stark und kräftig, so offenen und trotzigen Blickes, wußte sie ihrer Freude keine Grenzen. Sie küßte ihn tausendmal unter Weinen und Lachen, rühmte immer auf's Neue sein gutes Aussehen und mochte sich gar nicht mehr von ihm trennen. Sie ließ nicht nach mit Bitten, die Aeltern möchten ihr das Kind mit nach Hannover geben, doch wollte Friedrich nur versprechen, später ihren Wünschen zu willfahren. Sophie Charlotte, so sehr ihr Geist sich sonst gern in hochfliegenden Bildern und Wünschen bewegte, stellte sich bei der Erziehung des Kronprinzen nur die schlichte und strenge Aufgabe, einen rechtschaffenen Mann und tüchtigen Fürsten aus ihm zu machen. Die erste Warte und Pflege des Prinzen wurde einer Frau von Roucoules übertragen, welche sich als flüchtige Protestantin mit Muth und Kühnheit aus Frankreich gerettet hatte, und in jenen Tagen der Gefahr zugleich die Retterin ihrer Mutter und ihrer beiden Töchter geworden war. Ihr fester, edler Charakter flößte Sophie Charlotte großes Zutrauen ein. Bei dem jungen Friedrich Wilhelm reichte jedoch weibliche Aufsicht nicht lange hin, frühzeitig entwickelte sich mit der Körperkraft sein lebhafter Geist und starker Wille, und Auftritte und Heftigkeit und Trotz erschreckten oft die Mutter und die Erzieherin. Dem früheren Versprechen gemäß zum Besuche nach Hannover gebracht, vertrug er sich mit dem dortigen kleinen Kurprinzen so schlecht und machte seiner Großmutter so viel zu schaffen, daß man ihn nach Berlin zurücknehmen mußte. Es wurde daher die Wahl eines Erziehers beschlossen; dieselbe fiel auf den Generallieutenant Burggrafen zu Dohna, einen Mann von feiner Bildung und strengen Sitten, rechtschaffen und ehrenfest, dabei stolz und gebieterisch, durch sein ganzes Benehmen Ehrfurcht und Gehorsam einflößend. Die Wahl der Lehrer war weniger glücklich: sie traf einen Franzosen Nebeur, der sich lässig und ungeschickt erwies und dem Prinzen das Lernen verleibete, und Cramer, einen gelehrten Pedanten, welcher sein Hauptbestreben darein setzte, seinem Zöglinge das Französische verhaßt zu machen. Die Entwicklung des Knaben nahm keineswegs die Richtung, welche die Mutter erwartete; seine Fähig-

zeiten blieben auf den bloßen natürlichen Menschenverstand beschränkt, Lust und Liebe zu den Wissenschaften, Geschmack für Kunst und feinere Bildung blieben ihm fremd; seine Sitten befestigten sich immer mehr in roher Verbheut und seine heftigen Leidenschaften brachen oft in dem gewaltsamsten Unge- stüme aus. In Rede und Haltung trat bei ihm frühzeitig eine kräftige Ge- radheit, eine Abneigung gegen allen Zwang hervor; seine Thätigkeit, der Wis- senschaft abhold, richtete sich bald nur auf das, was er für unmittelbar nütz- lich hielt. Dabei hatte der Prinz aber frühzeitig eine einfache, strenge Reli- giosität und einen rechtschaffenen Sinn, der zwar von Leidenschaft hier und da überfluthet wurde, doch sich immer geltend machte.

Seine Neigung ging frühzeitig auf Soldatenwesen und auf Geld. Die noch vorhandenen Rechnungen über des Prinzen Taschengeld zeigen, wie spar- sam er war, außer für seine Compagnie Cadetten. Der Vater hatte ihm näm- lich gestattet, eine solche aus abeligen Knaben seines Alters zu bilden; sie hatten ihre besondere Uniform, wurden an bestimmten Tagen geübt und brachten es bald zu großer Fertigkeit in den Waffen. Dieses Soldatenwesen war dem Prinzen die liebste Beschäftigung, er faßte eine wahre Leidenschaft für die kleine Truppschaar und war immer unermüdet, sie zu exerciren und herauszuputzen. Während er nur sehr oberflächliche wissenschaftliche Kennt- nisse erhielt, selbst die Muttersprache und das Französische weder gut sprach noch schrieb, war er in Leibesübungen, im Reiten und vorzüglich in Allem, was zur Uebung der Truppen gehörte, sehr fest. Als er sechszehn Jahre ge- worden, bildete er sich halb ohne Wissen des Vaters ein besonderes Bataillon zu Wusterhausen, zusammengesetzt aus geschickten Offizieren und ansehnlichen Leuten, und kümmerte sich sehr genau um alle Einzelheiten der Bekleidung, Bewaffnung und Uebung. Eine besondere Liebhaberei für lange Soldaten hatte er schon als Knabe, und der Fürst Leopold von Dessau half ihm heim- lich solche herbeischaffen.

In den späteren Jugendjahren nahm der Kronprinz Theil an den Sitzun- gen des Geheimen Rathes, auch durch Reisen sollte seine Ausbildung geför- dert werden, aber das Interessanteste war ihm hierbei das Feldlager Marl- borough's, aus welchem er vielfachen Stoff zu neuen militärischen Exercitien zurückbrachte.

Friedrich Wilhelm's Regierungsantritt und sein Streben. Bei solcher Eigenthümlichkeit Friedrich Wilhelm's war zu erwarten, daß seine Re- gierungsweise eine ganz andere sein würde, als die seines Vaters; gleich nach Friedrich's Tode trat klar hervor, wie es sein Nachfolger zu halten gedachte. Nachdem er am Todtbette seines Vaters seinem Thränenstrome freien Lauf gelassen, schritt er rasch durch die im Vorsaale wartenden Hofleute in sein Zimmer, ließ sich sofort die zahlreiche Liste der Hofbeamten vorlegen und strich aus derselben alle Kammerjunker, Hofjunker, Ceremonienmeister, über- haupt den größten Theil des gesammten glänzenden Hofstaates; diejenigen, welche er beibehielt, wurden auf geringere Besoldung gesetzt. Die Zeit des prunkenden Hoflebens war vorüber. Nur noch einmal sollte dasselbe sich in altem Glanze zeigen, die Leichenseier Friedrich's I. wurde dessen eigenen Nei- gungen gemäß mit aller Pracht und Herrlichkeit begangen. Kaum aber war dieselbe beendigt, so legte der neue König Friedrich Wilhelm I. militärische

Uniform an, setzte sich zu Pferde, begab sich zu den auf dem Schloßplage stehenden Truppen und commandirte sie selbst zu einer dreimaligen Salve. Seitdem hat er den Soldatenrock nicht mehr ausgezogen, außer bei feierlichen Gelegenheiten, wo er im Königsornate erscheinen mußte. Es war damit der Sinn bezeichnet, in welchem er seine Aufgabe als König von Preußen auffaßte; er setzte die Macht eines brandenburgischen Fürsten vorzüglich in die Anzahl von Truppen, die er halten könne. Er hatte den Ministern seines Vaters oft vorgeworfen, daß sie mit der Feder Etwas von den europäischen Staaten zu gewinnen meinten, was doch nur mit dem Schwerte möglich sei; er war überzeugt, daß er in Europa nur so viel Geltung haben werde, als das Heer, das er ins Feld stellen könne, ihm verschaffe. Seine Länder zählten kaum dritthalb Millionen Einwohner und hingen nicht einmal in sich zusammen; was konnten sie neben dem französischen Reiche, das von den Pyrenäen bis an den Oberrhein, vom Mittelmeere bis an den Ocean reichte, was neben dem unermesslichen Rußland, neben dem unerschöpflichen Oesterreich und neben England, welches die See beherrschte, bedeuten, wenn nicht eine schlagfertige Kriegsmacht Preußen jenen Staaten ebenbürtig machte! Frankreich hatte damals eine Landmacht von 160,000, Rußland 130,000, Oesterreich zählte an 100,000 Mann, Preußens Truppenzahl war nur erst 48,000 Mann stark, nicht höher als die von Sardinien, Polen und ähnlichen Staaten. Wenn unser Vaterland eine Rolle unter den ersten Staaten Europa's erhalten sollte, so mußte seine Heeresmacht der der übrigen Länder mehr gleichgestellt werden.

Auf zweierlei war daher von Anfang an und während der ganzen Regierung sein Bestreben gerichtet: auf Soldaten und auf Geld. Ein tüchtiges und wohlgeübtes Heer zu schaffen und zugleich die Verwaltung so einzurichten, daß die Mittel für den Unterhalt des Heeres ohne Ueberbürdung des Volkes gewonnen würden, das hatte er sich zur Aufgabe gestellt, und diese Lebensaufgabe hat er mit glücklichem Erfolge gelöst.

Gleich nach seiner Thronbesteigung äußerte er in einem Schreiben: „Saget dem Fürsten von Anhalt, daß ich selbst der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht erhalten.“ Damit wollte er ausdrücken, daß seine eigene arbeitssame Thätigkeit auf das Heer und auf die Finanzen gerichtet sein sollte; in der That hat er es an selbstständigem kräftigem Eingreifen nicht fehlen lassen.

Friedrich Wilhelm hatte von seiner Macht als unumschränkter Herr einen höheren Begriff als irgend ein preussischer Fürst; das lag so in seiner heftigen, rücksichtslosen Weise und auch in der religiösen Anschauung von seinem ihm von Gott verliehenen Amte. Er verlangte von allen seinen Dienern und Unterthanen, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, unbedingten Gehorsam, augenblicklich und ohne Widerrede; er hört wohl Rath an von denen, die er dazu berufen hat, aber es bleibt ihm dabei immer gegenwärtig, „ich bin doch König und Herr und kann machen, was ich will.“ Nur Gott ist er von seinem Handeln Rechenschaft schuldig und dieses Bewußtsein erfüllt ihn ganz: von den Menschen fordert er unumwundene Anerkennung seiner Machtvollkommenheit, und wehe dem, der sich seinen Anordnungen nicht fügt. „Raisonnir' er nicht,“ ist seine Antwort auf unberufene Einrede, und oft ertheilt er in leidenschaftlicher Erregung mit Stockschlägen noch handgreiflicheren Bescheid. Sein Federstrich

ordnet und ändert die Verfassung und Verwaltung des Staates; wenn die Stände widersprechen wollen, so sagt er gerad heraus, daß er „die Junkers ihre Autorität ruiniren werde.“ „Ich stabilire die Souveränität,“ sagte er, „wie einen Rocher de Bronce,“ und ohne Widerrede müssen seine Befehle vollzogen werden. Aber er ist sich dabei bewußt, nur den Vortheil des Volkes im Auge zu haben, und das Herrschen ist ihm nicht blos persönliche Leidenschaft, sondern er sieht es als Gottes Ordnung an und will, daß diese Ordnung überall beachtet werde, von oben herab soll jeder Untergebene seinem Vorgesetzten eben so gehorsam sein, wie ihm.

Während Friedrich I. den Erweis seines fürstlichen Ansehens in äußerem Prunke suchte, hat Friedrich Wilhelm in seinem einfachen Rocke, auf seinem hölzernen Schemel, in seinem geraden, derben Soldatentone doch eben einen höheren Begriff von seiner königlichen Stellung als Vener; aber vor Allem fühlt er sich für seinen Staat verpflichtet und lebt nur seines Staates wegen. Er muß daher Alles wissen, was in jedem Zweige der Verwaltung vom Größten bis zum Kleinsten gethan wird, er muß erfahren, was in jedem Theile seines Staates vorfällt, ohne ihn darf Nichts gethan werden. Er arbeitet von früh bis spät, er schläft kaum und immer unruhig; ihn halten die schlechtesten Wege, Wind und Wetter, Eis und Schnee nicht ab; ohne alle Bequemlichkeit ist er immer auf, zu Wagen oder zu Pferde, immer eilig, Nichts geht ihm schnell genug; so bietet er allen Beschwerden Troz. Dasselbe verlangt er von seinen Beamten, seinen Dienern, weil er sie dafür bezahlt, daß sie arbeiten sollen. Er selbst bewacht Alles unablässig. Alle Beamten zittern vor ihm, weil Keiner vor seiner Controle sicher ist. Er erfährt, daß der Thorschreiber in Potsdam die Bauern früh vor dem Thore warten läßt, ohne zu öffnen; eines Morgens geht er selber hin, findet den säumigen Beamten noch im Bette und prügelt ihn mit den Worten: „Guten Morgen, Herr Thorschreiber,“ höchst eigenhändig aus dem Bette heraus. Er wollte, die ganze Nation sollte so einfach leben und so thätig und betriebsam sein wie er*).

Das Heer unter Friedrich Wilhelm; die langen Kerls. Seine Thätigkeit ging, wie gesagt, vor Allem auf die Vermehrung und Verbollkommnung des stehenden Heeres hinaus. Er nannte die Soldaten „seine lieben blauen Kinder“ und widmete ihnen wirklich eine Art väterlicher Zärtlichkeit, wiewohl er es als guter Vater, wie wir sehen werden, an sehr strenger Zucht nicht fehlen ließ. Während seiner Regierungszeit ist die Armee von 48,000 Mann, wie er sie vorfand, fast auf das Doppelte vermehrt worden. Schon im Jahre 1719 zählte dieselbe 54,000, im Jahre 1740, dem Todesjahre des Königs, 83,500 Mann.

Es war natürlich nicht leicht, diese großen Truppenmassen aus der beschränkten Einwohnerzahl des Landes zusammenzubringen und doch mußte wenigstens der größte Theil aus den Landeskindern genommen werden. Die freiwilligen Werbungen reichten nicht hin, und so geschah es, daß junge dienstfähige Leute auch mit Gewalt fortgenommen wurden. Doppelt lästig wurden die Aushebungen dadurch, daß die Werber in gegenseitigem Wettstreit sich oft in denselben Orttschaften durch listige oder gewaltfame Wegführung

*) Stenzel, III.

der jungen Leute zu überbieten suchten; es wurde deshalb festgesetzt, daß nach einer bestimmten Eintheilung des Landes jedes Regiment einen gewissen Canton haben sollte, aus dem es seine Rekruten nehmen mußte, wodurch allerdings mehr Ordnung und strengere Aufsicht in die Sache kam. Auch sollte der Landbau und das bürgerliche Wesen nicht geradezu durch die Aushebung gestört werden, weshalb die ältesten Söhne oder Erben der Familien in Land und Stadt von derselben befreit wurden. Nach dieser neuen Ordnung wurden nun in jedem Cantone alle dienstfähigen Leute, besonders die jüngeren Bauernsöhne, im Voraus von den Behörden verzeichnet und für die Aushebung bestimmt, und diejenigen, welche noch nicht gleich zu den Fahnen genommen wurden, mußten einstweilen als Abzeichen ihres künftigen Berufes rothe Binden tragen.

Ein großer Theil des Heeres mußte aber nach wie vor durch eigentliche Werbung zusammengebracht werden; diese fand nicht nur in den brandenburgisch-preussischen, sondern auch in fremden Ländern statt. Besonders war es des Königs Vorliebe für recht lang gewachsene Soldaten, welche die Werbungen sehr erschwerte und sehr lästig für das ganze Land machte. Nach und nach steigerte sich jene Neigung so sehr bis zur Leidenschaft, daß das Verdienst der Regimenter theilweise danach beurtheilt wurde, wieviel oder wiewenig lange Soldaten dasselbe zählte. Vorzüglich wurde darauf in des Königs Leibregiment zu Potsdam gesehen, welches nicht blos durch treffliche Einübung, sondern auch durch die Größe der Mannschaft als Muster aller übrigen Regimenter gelten sollte, und der König, so sparsam er sonst war, ließ es sich doch gern die größten Opfer, selbst Millionen kosten, um die längsten Leute aus allen Gegenden für sein Lieblingsregiment aufzutreiben. Sie erhielten außer ihrem monatlichen Solde von 4 Thalern nach ihrer Größe oder nach den ihnen bei ihrer Werbung bewilligten Bedingungen noch 5 bis 10, ja selbst 20 Thaler Zulage. Der König ließ sich mit jedem Einzelnen von diesen seinen liebsten blauen Kindern sehr gern ein, erzeugte ihnen allerlei Gunst durch Bewilligung von Grundstücken, Häusern, Schenkwirthschaften u. s. w., stiftete gern einträgliche Heirathen für sie, und es ging ihm auf der ganzen Welt nichts so nahe, als das Wohlergehen seiner Grenadiere. Als der neue Thurm der Petrikirche in Berlin kurz vor seiner Vollendung einstürzte, wurde die Meldung beim Könige mit den Worten eingeleitet: es habe sich in Berlin ein großes Unglück ereignet. „Was denn,“ rief der Fürst ungeduldig. „Der Petrithurm ist eingestürzt.“ Der König beruhigte sich bei dieser Nachricht und sagte gelassen: „Ich dachte Wunder was es wäre und glaubte, der Flügelmann von Glasenapp wäre todt.“ Da man wußte, daß dem Fürsten Nichts lieber sei, als lange Leute, so beeiferten sich alle befreundeten Monarchen, ihm solche zuzuschicken, besonders wenn sie etwas von ihm zu erlangen wünschten. Peter der Große dankte ihm für die Sendung einer besseren Bernstein Sammlung und eines schönen Nachtschiffes durch die Ueberlassung von 150 „langen Kerls.“ Der König von Frankreich verehrte ihm einst einen reich mit Brillanten besetzten Degen, der König aber meinte, ein Duzend langer Kerls wäre ihm lieber gewesen. — Der König schickte eine große Anzahl von Offizieren in allen Ländern umher, um für sein Leibregiment zu werben. Mit großen Kosten und großer Gefahr holte ein Major

einen langen Mönch aus Rom und brachte ihn nach Potsdam. Ein Deutscher, der sich in Paris als Riese für Geld sehen ließ, wurde gleichfalls angeworben, konnte aber in Potsdam erst als vierter oder fünfter Mann gebraucht werden. Auch gegen die Fremden wurde oft List und Gewalt angewendet und es kam darüber mit einzelnen Staaten oft zu ernstlichen Händeln. Der König war sehr aufgebracht, wenn er hier und da auf Widerspruch stieß, und suchte sich zuweilen zu rächen. Als die Hamburger, die kurz vorher seinen Werbern Schwierigkeiten gemacht, den Propst Reimbeck von Berlin zu ihrem Hauptpastor wählten, und den König baten, denselben aus seinem Dienste zu entlassen, schrieb er auf das Gesuch. „Platt abgeschlagen. Die Hamburger wollen mir meinen besten Prediger aus dem Lande holen, und wenn ich einen Lumpenkerl anwerben lasse, wird ein Lärm darüber gemacht.“

Das Leibregiment in Potsdam diente dem Könige in jeder Beziehung als Musterregiment für seine ganze Armee; dort wurden alle neuen Versuche, durch welche er das Exercitium zu vervollkommen bemüht war, unter seinen eigenen Augen zuerst gemacht, und wenn sie glückten, bei den übrigen Regimentern eingeführt, deren Offiziere abwechselnd nach Potsdam kamen, um die Uebungen mit anzusehen. Denn nicht blos auf Vergrößerung der Armee kam es dem Könige an, sondern er führte auch strengeres und zugleich sichereres, leichteres Exercitium ein. Die Hauptsache war Gleichschritt und rasches Feuern; wie er selber sagt: „Geschwinde laden, geschlossen anschlagen, wohl antreten, wohl in das Feuer sehen, Alles in tiefster Stille.“ Sein Hauptgehilfe bei der Ausbildung des Heeres war der berühmte Leopold von Dessau (der alte Dessauer), welcher, obwohl regierender Fürst von Anhalt-Dessau, doch aus Leidenschaft für den Militärstand während seiner ganzen Regierungszeit in preussischen Diensten blieb. Er ist der eigentliche Schöpfer der trefflichen Kriegsausbildung des preussischen Fußvolkes, welche schon unter Friedrich Wilhelm, und mehr noch unter Friedrich dem Großen Alles in Erstaunen setzte. Der König erfreute und labte sich an dem Anblicke seiner Soldaten in den bunten Uniformen, mit blanken Knöpfen und Gewehren, wenn sie mit der größten Pünktlichkeit auf Commando jede Bewegung, jeden Griff des Gewehres so machten, daß in der ganzen Reihe nur ein Griff gesehen, nur ein Schlag, wie beim Feuern nur ein Schuß gehört wurde. Um solche Vortrefflichkeit zu erreichen, war freilich mancher harte Schlag mit dem Corporalsstocke nöthig; es war eine sehr strenge Kriegszucht eingeführt, beim Exerciren wurden viel Prügel ausgetheilt, und jedes Vergehen gegen die Disciplin wurde mit den strengsten Strafen belegt, worunter die sogenannten Spießruthen besonders grausam waren.

Die Offiziere der preussischen Armee waren zum größten Theile die eingeborenen Land-Edelleute. Dem Könige war viel daran gelegen, sich ein wirklich brauchbares Offiziercorps zu bilden; bis dahin hatten sich die Obersten der Regimentern selbst ihre Offiziere ausgesucht, von nun an wurden sie alle vom Könige ernannt. Die Adelligen traten zuerst als Freicorporals in die Regimentern, wurden da zur Sorgfalt in allen Theilen des Dienstes gehalten und für jedes Versehen streng bestraft; wenn der König zum Regimente kam, erkundigte er sich nach ihren Fortschritten und ließ sie sich vorstellen, oft dauerte es lange, bis der glückliche Tag erschien, wo der junge Mann zum

Fähndrich angenommen wurde. Der König wollte nur solche anstellen, die das Exercitium gut verstanden, keine Ausschweifungen begingen, erträgliche Wirthschaft führten und sich auch äußerlich gut ausnahmen.

Wie dem Könige selbst der Soldat über Alles ging, so rief er auch in den Offizieren das Gefühl der Standesehre hervor, welches für die Tüchtigkeit der preussischen Armee höchst bedeutsam geworden ist. Freilich war seine eigene Ueberschätzung des militärischen Wesens und der gar zu derbe und übermüthige Sinn seines Generals Leopold von Dessau Schuld, daß sich die Offiziere überall viel Gewalt und Willkür gegen die übrigen Stände gestatteten, worüber es nicht selten zu bitteren Klagen und zu traurigen Auftritten kam.

Um in seinen Soldaten auch religiöse Gesinnung zu pflegen, stellte er eine große Anzahl besonderer Feldprediger an, und ließ an die Compagnien Exemplare des Neuen Testaments mit einem Anhange kirchlicher Gesänge vertheilen, welche beim Gottesdienste regelmäßig wiederkehren sollten. Auf die Befestigung des religiösen Sinnes unter den Kriegsmannschaften war es auch bei dem Unterrichte abgesehen, welche er den ungebildeten Soldaten ertheilen ließ.

Die Staatsverwaltung unter Friedrich Wilhelm. Die Regierung Friedrich Wilhelm's ist oft so angesehen worden, als hätte der König für gar nichts Anderes Sinn und Herz gehabt, als für das Soldatenwesen; aber so sehr dies auch seine Lieblingsneigung war, so hat er doch darüber keine der übrigen wichtigen Pflichten eines gewissenhaften Regenten versäumt: vielmehr führte er in jeder Beziehung nach seinem besten Wissen und Willen ein redlich landesväterliches Regiment, und legte in vielen Dingen den Grund zu heilsamen neuen Staatseinrichtungen. Besonders ist es ihm hoch anzurechnen, daß er die unter Friedrich's I. Regierung zerrütteten Finanzen wieder regelte. Es entsprach seinem strengen geordneten Wesen, daß er überall die größte Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit in der Verwaltung der Staatseinkünfte verlangte; er liebte überdies von Jugend auf das Geld, und suchte daher nicht bloß das unbedingt Nothwendige herbeizuschaffen, sondern selbst noch einen Schatz für künftige Bedürfnisse zu sammeln. Doch war er jeder Zeit zu allen Ausgaben bereit, die er für die Förderung des öffentlichen Wohles als nützlich erkannte.

Um der ganzen Staatsverwaltung einen besseren geregelten Gang zu geben, richtete Friedrich Wilhelm statt mehrerer getrennter Behörden, die bis dahin öfter mit einander in Streit gerathen waren, eine einzige ein, welcher Alles übergeben wurde, was die Finanzen, die Domänen und die Erhaltung des Heeres betraf. Dieselbe erhielt den Namen eines General-Der=Finanz=Kriegs= und Domänen=directoriums (oder kurzweg Generaldirectorium), und der König selbst arbeitete eine genaue Geschäftsinstruktion für die Beamten aus, worin die Abtheilung der Behörden genau festgestellt, überall unablässiger Fleiß und strengste Aufsicht zur Pflicht gemacht und alle Maßregeln gegen Vernachlässigung des öffentlichen Interesses vorgeschrieben waren. Diese Instruktion ist ein ruhmvolles Denkmal der Einsicht und Willenskraft Friedrich Wilhelm's I. Auch in den einzelnen Provinzen wurden die bis dahin getrennten Behörden in sogenannten Kriegs=

und Domainenkammern vereinigt. Der König hielt auf die strengste Durchführung der neuen Einrichtung, welche die Einheit und Zuverlässigkeit der Verwaltung sehr erleichterte.

Um die Finanzen zu verbessern, war er besonders dafür besorgt, die Einnahmen von den königlichen Domainen auf alle Weise zu erhöhen, und traf für die Verpachtung derselben Einrichtungen, welche sich als trefflich und sehr einträglich erwiesen. Auch in diesen Dingen war er überall selbst thätig und kümmerte sich um alle Anordnungen bis in die kleinsten Einzelheiten. Er wollte Alles unmittelbar selbst sehen. Die neuen Wirthschaftsgebäude, die ausgetrockneten Sümpfe, die gut angebauten Felder, der zahlreiche wohlgenährte Viehstand gewährten ihm große Freude.

Auf das Wohl des Landmannes ersichtlich bedacht, schärfte er dem Generaldirectorium bei jeder Gelegenheit ein, daß er alle Unterthanen im Wohlstande erhalten wissen wolle, und daß die Leistungen der Einzelnen nicht höher angefetzt werden sollten, als sie getragen werden könnten. Er war sehr ungehalten über den Mißbrauch, welchen die Beamten mit dem Rechte trieben, Vorspann von den Bauern zu verlangen. „Ich will nicht,“ schrieb er, „daß die Herren Räte in den Provinzen mit meiner Bauern Pferde spazieren fahren.“ Vorzüglich aber sorgte er dafür, daß die wüsten und unbebaut liegenden Aecker wieder angebaut wurden, zu welchem Zwecke er den Colonisten sehr günstige Bedingungen und auf einige Jahre Freiheit von allen Steuern gewährte. Unter allen Provinzen des Staates bedurfte vorzüglich Preußen seiner Unterstützung, indem dort die Pest einen großen Theil der Bevölkerung hinweggerafft hatte, und weite Strecken Landes ganz unbebaut lagen. Der König setzte Alles daran, wackere Leute aus anderen Landestheilen und aus der Fremde herbeizuziehen, unterstützte sie mit Geld, Bauholz und Ackergeräth, ermunterte sie bei seinen öfteren Reisen persönlich und erwies ihnen, wo sie sich fleißig und tüchtig zeigten, alle mögliche Gunst. Mehrere tausend Colonisten kamen aus Schwaben, Franken und anderen Gegenden herbei und fanden bei Friedrich Wilhelm die günstigste Aufnahme. Man rechnet, daß er bis auf zwanzig Millionen Thaler darauf gewendet hat, die Provinz Preußen wieder in einen blühenden Zustand zu bringen.

Eine besonders günstige Gelegenheit, tüchtige Colonisten herbeizuziehen, gab ihm der Schutz, welchen er den evangelischen Salzburgern gegen die Unbuldsamkeit ihrer katholischen Regierung gewährte. Im Erzstift Salzburg hatte schon die Lehre des Johann Hus viele Anhänger gefunden, welche sich später der lutherischen Lehre zuneigten, und trotz aller Verfolgungen und Mißhandlungen an derselben treulich hielten. Zuletzt war ihnen seit etwa vierzig Jahren Duldung gewährt worden, bis dann ein neugewählter Erzbischof sie von Neuem mit Gewalt zum katholischen Glauben zu bekehren unternahm. Unter Androhung von Einkerkung oder Verbannung wurden sie zum Abfall vom lutherischen Bekenntniß aufgefordert. Vergeblich bemüheten sich die evangelischen Reichsfürsten, ihnen Duldung zu verschaffen: die Verfolgung wurde so drückend, daß ihnen nichts übrig blieb, als sich dem Glaubenszwange zu unterwerfen, oder mit Weib und Kind auszuwandern. Nicht umsonst wendeten sie sich jetzt an den König von Preußen, um von ihm Schutz und Hilfe zu erbitten: Friedrich Wilhelm fühlte, wie seine Vorgänger und Nachfolger

auf dem Throne, den erhabenen Beruf, ein Schirmherr der Protestanten von Deutschland zu sein, und nachdem ihm seine geistlichen Rätthe versichert, daß die Salzburger keine Schwärmer, sondern ehrliche Lutheraner seien, erklärte er ihnen, er wolle sie, wenn ihrer auch etliche Tausend wären, in seinem Lande aufnehmen. Er begnügte sich nicht, ihnen freien Landbesitz in Preußen mit allen Rechten und Vortheilen anderer Colonisten zuzusichern, sondern schickte ihnen auch Reisegeld auf die ganze Dauer der Reise. Die Auswanderer schlugen dann in freudigem Gottvertrauen den Weg nach Berlin ein, wo sie feierliches Glockengeläute, sowie das Wohlwollen des Königs, seiner Familie und der ganzen Bevölkerung empfing. Ihre Zahl wuchs bis über 15,000, und sie siedelten sich fast sämmtlich in Preußen, besonders in Litthauen, um Memel, Tilsit, Gumbinnen und Insterburg an, wo ihnen guter Acker, Wiesen, Weide, Fischerei und Wälder überlassen, auch das nöthige Vieh und Ackergeräth größtentheils unentgeltlich gewährt wurde. Auch Kirchen und Schulen errichtete ihnen ihr neuer Landesfürst, und that überhaupt Alles, um ihnen die preussische Heimath so lieb zu machen, wie die frühere. So erhob sich an den Grenzen des Reiches eine neue Schöpfung, und im Jahre 1799 konnte der Kronprinz Friedrich voll Freude schreiben: „Die Erde ist wieder angebaut, das Land bevölkert; der König hat es weder an eigener Mühe, noch an dem, was Andere antreiben kann, fehlen lassen, keinen Aufwand hat er erspart, Hunderttausend denkender Wesen verdanken ihm ihr Dasein oder ihr Glück.“

Der Anbau der Städte erfreute sich ebenso wie der Landbau der fürsorglichen Theilnahme des Königs: besonders die Hauptstadt Berlin. Die Friedrichstadt wurde um die Hälfte erweitert, die großen Plätze in der Mitte der Stadt, welche jetzt wegen ihrer Schönheit bewundert werden, die prächtige Wilhelmsstraße mit ihren Palästen wurden damals angelegt. Der König verfuhr dabei zum großen Theile mit einer gewissen Härte, indem er wohlhabenden Bürgern geradezu befahl, neue Häuser zu bauen. Er wies den Leuten Plätze an, gab ihnen allenfalls auch einen Theil des Baumaterials, und nun mußten sie ohne Widerrede an den Bau heran. „Der Kerl hat Geld, muß bauen,“ hieß es beim Könige, und da waren alle Gegenvorstellungen unnütz oder sogar gefährlich. — Noch mehr geschah für Potsdam, welches durch den Willen der brandenburgischen Fürsten aus einem morastigen Boden, den man erst mühsam ausfüllen mußte, zu künftiger Herrlichkeit entstand.

Der Wohlstand der gewerbetreibenden Klassen und die Hebung des vaterländischen Gewerbefleißes lagen dem Fürsten gleichfalls sehr am Herzen. Es war ihm ein Aergerniß, daß so viel Geld aus seinem Lande nach Frankreich, Holland und England für die von dort gekauften Waaren ging: das sollte anders werden. Um das Geld im Lande zu erhalten und zugleich die gesunden Gewerbe wieder zu beleben, verordnete er zunächst, daß alle Bekleidungsstücke seiner Soldaten nur aus einheimischer Waare gefertigt werden sollten; bald legte er auch den übrigen Unterthanen die Pflicht auf, sich bei ihrer Bekleidung blos preussischer Wollstoffe zu bedienen. Er kannte die Mittel, sich Gehorsam zu verschaffen, und brachte es dahin, daß bald Niemand mehr an die fremden Waaren dachte. Es lag ihm besonders an der Hebung der Wollmanufaktur in seinen Landen; damit aber die Tuchmacher den ihnen ge-

währten Schutz nicht etwa mißbrauchten, um nur schlechte Waare zu liefern, erließ er zugleich genaue Vorschriften über die Fabrikation und ließ dieselbe sehr streng überwachen. Aehnliche Fürsorge widmete er allen übrigen Gewerben.

Handel und Wandel können aber nicht gedeihen und blühen, wenn nicht strenge Gerechtigkeit im Lande herrscht; davon war Keiner mehr überzeugt, als Friedrich Wilhelm I., dem von Natur ein strenger Gerechtigkeitsfönn inwohnte. „Die schlimme Justiz schreiet gen Himmel und wenn ich's nicht remedire, so lade ich selbst die Verantwortung auf mich,“ schrieb er gleich nach seinem Regierungsantritte, und befahl die Verbesserung der Rechtspflege schleunigst ins Auge zu fassen. Sein schlichter derber Sinn konnte sich in die Spitzfindigkeiten und Chicanen, welche überall bei den Rechtshändeln vorkommen, nicht finden, und besonders waren ihm die Schliche der Advocaten, womit dieselben auch dem Unrechte oft den Schein des größten Rechtes zu geben wußten, sehr verhaßt. Einst wohnte er einer Gerichtsverhandlung in Minden bei. Nachdem der Advocat der einen Partei gesprochen, rief der König: „Der Kerl hat Recht!“ Nun kam der Advocat der andern Partei und sprach wieder so geschickt, daß der König mit den Worten: „Der Kerl hat auch Recht,“ sehr ärgerlich den Saal verließ. Er richtete auf die Vereinfachung und Verbesserung des Proceßverfahrens seine Aufmerksamkeit und erließ nach sorgfältiger Erwägung mit seinen Rätthen nützliche Vorschriften darüber, besonders zur Beschleunigung der Proceße. Den Präsidenten des Kammergerichtes, Samuel Socceji, einen Mann von tiefen Rechtskenntnissen, großer Geistesstärke und trefflicher Gesinnung, beauftragte er mit einer neuen Einrichtung des Kammergerichtes und mit der Ausarbeitung einer neuen Gerichtsordnung, welche jedoch erst unter seinem großen Nachfolger zur Ausführung kam. Die Bestimmungen, welche unter ihm erlassen wurden, waren im Allgemeinen sehr streng, besonders wollte er allen Raub, Betrug und Dieberei hart bestraft wissen; dagegen milderte er das Verfahren in den Hexenproceßen.

Sorge für Religion und für die Bildung des Volkes. Von einer aufrichtigen und einfachen Frömmigkeit erfüllt, suchte Friedrich Wilhelm das Beste der Kirche überall zu fördern; er selbst beobachtete den Gottesdienst genau und hielt darauf, daß es auch von seiner Familie, seinen Beamten und Offizieren geschah. Vor der Gottesgelehrtheit hatte er allein rechte Achtung unter allen Wissenschaften. Auch hierbei war aber sein Eifer besonders auf das Praktische gerichtet: er ließ Erbauungsbücher auf seine Kosten drucken und unter die Leute vertheilen und empfahl den Geistlichen, die ihnen anvertrauten Seelen nur in der Furcht des Herrn und dem wahren thätigen Christenthume zu unterrichten, alle unnützen Zänkereien aber zu lassen. Er erließ eine neue Kirchenordnung, setzte geistliche Inspectoren in den einzelnen Provinzen ein, in jeder Gemeinde aber Kirchenvorsteher, welche auf Alles sehen sollten, was zur Erbauung und zur Verbesserung der Sitten, sowie zur Förderung des Schulwesens nützlich sei. In lateinischen und deutschen Schulen sollte die Furcht des Herrn als der Weisheit Anfang beigebracht werden.

Friedrich Wilhelm ist wegen seiner Geringschätzung gegen die Gelehrten in den üblen Ruf gekommen, als sei er überhaupt ein Feind der Wissenschaft und der Bildung gewesen. Es ist nun freilich wahr, daß er von dem gelehrten

Treiben eigentlich sehr wenig hielt: seine eigene geistige Ausbildung war zu mangelhaft, als daß er das Wesen der Wissenschaft so recht hätte würdigen können, und sein einfacher, auf das Praktische gerichteter Sinn nahm Aergerniß an den oft spitzfindigen Forschungen, von denen er keinen rechten Nutzen absehen konnte. Die meist trockene und pedantische Weise der damaligen Gelehrten bestärkte ihn in seinem Vorurtheile, und er gab allerdings den Männern der Wissenschaft seine geringe Meinung oft auf eine sehr derbe und verletzende Weise zu erkennen. Die gelehrten Stifungen seines Vaters, die Universität Halle und die Akademie der Wissenschaften, ließ er zwar bestehen, aber er unterstützte sie bei Weitem nicht so thätig, wie jener. Von den Gelehrten der Akademie wurde es sehr übel aufgenommen, daß er ihnen nach Leibnitz's Tode den Paul von Gundling zum Präsidenten gab, welcher zwar mannigfache Kenntnisse besaß, aber wegen der tollen Späße, welche er in des Königs ausgelassenen Abendgesellschaften im halbtrunkenen Zustande oft mit sich treiben ließ, in schlechtem Rufe stand. Es ist deshalb oft gesagt worden, der König habe der Akademie seinen Hofnarren zum Präsidenten gegeben, doch ist das eine unrichtige Auffassung, da Gundling beim Könige auch wegen seiner Kenntnisse und besonders wegen seiner Schriften über die brandenburgischen Regenten viel galt. Friedrich Wilhelm hat gewiß die Akademie der Wissenschaften nicht durchaus gering geachtet; denn ihre Leistungen in den Naturwissenschaften und was sich davon für die Förderung der Gewerbe brauchen ließ, das wußte er wohl zu schätzen. Er ließ auch bei der Akademie eine chirurgische Anstalt einrichten, um in derselben die Aerzte für seine Armee ausbilden zu lassen; ebenso in allen Provinzen. Seine Auffassung von der Wissenschaft zeigte sich auch, als er der Akademie 2000 Bände aus den Fächern der Astronomie, der Mathematik, Physik und Medicin nebst seltenen Naturalien überwies und sie dabei ermahnte, allen Fleiß anzuwenden, um den Endzweck der Anstalt zu erreichen, nämlich die Natur und deren Kräfte zu erkennen und sich auf solche Erfindungen zu legen, welche Künste und Wissenschaften immer höher emporbringen und der Welt zum wahren Nutzen gereichen könnten, keineswegs aber in bloßer Windmachelei und in falschen Träumereien beständen, womit sich viele Gelehrte aufzuhalten pflegten. Für alles Nützliche war der König auch in wissenschaftlichen Dingen leicht zu gewinnen: so richtete er auch zuerst einen botanischen Garten in Berlin ein.

Auch durch die Unterstützung der Gymnasien zeigte Friedrich Wilhelm, daß er keineswegs geradezu ein Feind wissenschaftlicher Bildung sei, am meisten aber that er für die gewöhnlichen Volksschulen, in denen gelehrt werden sollte, was Jedem zu wissen nothwendig sei, nämlich die Anfangsgründe des Christenthums, des Lesens, Schreibens und Rechnens. Ueberall wurden Schulen gestiftet und den Aeltern zur strengen Pflicht gemacht, ihre Kinder vom fünften bis zum zwölften Jahre zur Schule zu schicken. Schon damals wurde bestimmt, daß Niemand zum Confirmationsunterrichte zugelassen werden sollte, der nicht lesen könne. Alle Rekruten sollten außerdem bei ihren Regimentern schreiben und lesen lernen und im Christenthum unterrichtet werden. In der Provinz Preußen allein wurden über tausend neue Schulen gegründet; wo die Schulgebäude fehlten, wurden sie neu erbauet, wozu der König meistens die Baumaterialien gab. Es ist gewiß ein großes unsterbliches Verdienst

desselben, daß er so das Volk der Rohheit und Unwissenheit zu entziehen suchte: ihm ist es zu danken, worauf Preußen noch heute stolz sein kann, daß Bürger und Bauern bei uns früher als anderswo zur Bildung mit herangezogen worden sind. Friedrich Wilhelm hat hierzu mehr als Andere den Grund gelegt, dieser Ruhm sollte den redlichen König vor dem Vorwurfe bewahren, daß er geradezu ein Verächter der Bildung gewesen sei.

Friedrich Wilhelm hielt endlich auch auf Zucht und einfache Sitten, nicht nur in seiner Umgebung, sondern, soviel als möglich, auch im Volke. Er war streng gegen sich selbst und ebenso gegen Andere. Ausschweifungen und alles unsittliche Treiben ließ er streng verfolgen und bestrafen, läuderliches Gesindel aufgreifen und in die Zuchthäuser bringen.

Friedrich Wilhelm's Lebensart; das Tabakscollegium. Es ist schon erwähnt worden, daß der König gleich bei seinem Regierungsantritte fast den ganzen Hofstaat seines Vaters entließ: er behielt nur einen Hofmarschall, vier Generale als Kammerherren und einige Kammerjunker zum Dienste der Königin. Alles Ceremoniell war ihm als lästiger Zwang zuwider, und sein Beispiel ließ dasselbe bald auch sonst in Berlin verschwinden. Einfach und ungezwungen in seiner Kleidung, wie im Umgange mit seiner Frau, seinen Kindern und mit Jedermann, machte er das bald zur allgemeinen Sitte im Lande. Die vorher üblichen Complimente, die großen Perrücken, die steifen Manieren fielen weg, man aß, trank, kam und ging ohne alle unnützen Ceremonien. Der König stand früh auf, hielt seine Morgenandacht, arbeitete mit den Ministern, hielt die Wachtparade ab; dann nahm er, wenn er guter Laune war, Bittschriften auf dem Schlosse an. Um 12 Uhr speiste er vier Gerichte, Hausmannskost, kräftige Speisen, wie sie auf dem Tische wohlhabender Bürger gewöhnlich waren, ritt dann aus, aufmerksam auf Alles, was ihm begegnete, besonders auf die Bauten, welche die Berliner auf seinen Befehl ausführen mußten. Kam ihm Etwas vor, was gegen die Ordnung war, so ließ er sich die Leute kommen und wies sie meist in derber Weise, auch wohl mit Stockschlägen zurecht, so daß sich die Berliner seinem beobachtenden Blicke meistens zu entziehen suchten. Nach der Rückkehr besorgte er noch einige Geschäfte und um 5 oder 6 Uhr ging er in seine Abendgesellschaft, das berühmte Tabakscollegium. Der König liebte eine möglichst ungezwungene Unterhaltung, besonders des Abends, wenn er sich von den Mühen des Tages erholen wollte. Er lud daher täglich zu seiner Abendgesellschaft eine Anzahl Generale, Stabsoffiziere und Minister, auch wohl fremde Gesandte und andere Leute ein. Er selbst rauchte gern Tabak, und sah es gern, wenn alle um ihn her ein Gleiches thaten; der Fürst Leopold von Dessau, welcher nicht rauchen mochte, nahm wenigstens, wie alle übrigen Gäste, eine von den Thonpfeifen in den Mund, welche auf dem Tische in der Mitte lagen. In geflochtenen Körbchen stand holländischer Tabak, daneben glimmender Torf zum Anzünden, auf einem Nebentische aber ein Topf mit guter Butter, Brot, Braten und Schinken, wovon jeder Gast nach Belieben nahm. Vor sich auf dem Plaze fand Jeder einen Krug Bier. Bedienten wurden nicht im Zimmer gelitten, alle Gäste bedienten sich selber, damit die Unterhaltung desto zwangloser sein könnte. Dieselbe erstreckte sich auf allerlei Gegenstände. Der König ließ hier seinen Gedanken und seiner Zunge ganz freien Lauf, sprach von seinen

Plänen und Sorgen, von Personen und Sachen und schüttete überhaupt vor den Vertrauten sein Herz ganz aus, und ebenso offen wollte er, daß man ihm begegne. Während er sonst keinen Widerspruch litt, durfte man ihm in dem Tabakscollegium Alles rund heraus sagen, und je offener man war, desto mehr gewann man sein Vertrauen. Natürlich wurde diese Gelegenheit auch benutzt, um ihm allerlei Dinge mitzutheilen und Entwürfe nahe zu legen, die man ihm sonst nicht hätte beibringen können, und für seine Minister, wie für die fremden Gesandten war es deshalb gar wichtig, zu dem Tabakscollegium zugezogen zu werden, wo in der harmlosesten Weise oft die bedeutendsten Entschlüsse vorbereitet wurden. Neben den ernstlichen Unterhaltungen aber überließ man sich auch allen möglichen Späßen und Neckereien. Es wurden Schnurren erzählt, gegenseitige Scherze gemacht, und es fand dabei kein Unterschied der Person statt: der König wurde von seinen Tabakscollegen nicht mehr geschont, als diese von ihm. Einer der lebhaftesten Geister war der Fürst Leopold von Dessau, welcher durch seinen derben Wit den ungenirten Ton der Gesellschaft noch bedeutend erhöhte. Natürlich durfte er es auch nicht übel nehmen, wenn man seiner kraftvollen Raune auf gleiche Weise entgegentrat, und oft gab es die allerderbsten Späße in der königlichen Gesellschaft, welche, wie man sieht, von den Vergnügungen des vorigen Königs himmelweit verschieden war.

Kriege und Stellung zu den auswärtigen Mächten unter Friedrich Wilhelm. Während Friedrich Wilhelm in der inneren Verwaltung seiner Länder durchaus selbstständig verfuhr und Niemandem einen überwiegenden Einfluß gestattete, fühlte er dagegen selbst, daß er in den auswärtigen Angelegenheiten fremden Rathes sehr bedurfte. Hier, wo ein offener, gerader Sinn allein nicht durchhilft, wo vielmehr immer ein durchdringender Scharfblick, und in Zeiten, wie die damalige zumal, eine gewisse Schlaueit nöthig ist, um die Pläne und Absichten der Gegner zu erforschen und sich vor ihrer List sicher zu stellen, hier befand sich der König nicht auf seinem Grund und Boden: er traute sich selbst nicht zu, in dem Gewirre und Dunkel der äußeren Umstände das Richtige immer zu erkennen und den rechten Augenblick zum Handeln zu ergreifen. Dazu kam, daß er von Natur argwöhnisch und besonders den fremden Fürsten gegenüber ängstlich besorgt war, daß sie der jungen preussischen Macht und ihm selbst etwa die gebührende Achtung und Ehre versagen möchten. Er ließ sich daher auf auswärtige Verhandlungen überhaupt nicht gern ein, und so sehr er bemüht war, sein Heer so auszurüsten, daß er nöthigenfalls mit Nachdruck unter den Mächten auftreten konnte, so vermied er es doch, ohne Noth in die Welthändel mit verwickelt zu werden. Wo es nicht zu umgehen war, trat er mit Kraft und glücklichem Erfolge auf, und seine Kriegsführung ist von großem Vortheile für Preußens Vergrößerung gewesen, aber im Allgemeinen hielt er sich vorsichtig zurück.

Friedrich Wilhelm hatte das Glück, bald nach seinem Regierungsantritt durch den **Utrechter Frieden (1713)** sein Landesgebiet nach Westen hin erweitert zu sehen, indem, wie bereits erwähnt, das Oberquartier **Geldern**, ein fruchtbares Ländchen mit 50,000 gewerblustigen Einwohnern, an Preußen abgetreten wurde. Bald sollte er eine viel bedeutendere Erwerbung im Norden machen.

Der nordische Krieg, welchen der unternehmende Schwedenkönig Karl XII. gegen Polen und Rußland führte, dauerte seit Jahren fort. Friedrich I. hatte sich von jeder Theilnahme an demselben fern gehalten, auch Friedrich Wilhelm hätte dies gern gethan, wurde aber durch die Macht der Verhältnisse doch in den Kampf hineingezogen, weil die deutschen Provinzen Schwedens davon mit ergriffen und die brandenburgisch-pommerschen Grenzen bedroht waren. Der König konnte und wollte es nicht ruhig mit ansehen, daß vielleicht die Polen sich am Ausfluß der Oder festsetzten. Karl XII. weilte in der Türkei, wo er neue Angriffe gegen Rußland und Polen vorbereitete; in seiner Abwesenheit wurde sein muthmaßlicher Thronerbe, der Herzog von Holstein-Gottorp, vom König von Dänemark bedroht und wandte sich an Friedrich Wilhelm um Hülfe. Er versprach, wenn er den schwedischen Thron bestiege, Pommern an Brandenburg abtreten zu wollen, und es kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem einstweilen zum Schutze der schwedischen Provinz Friedrich Wilhelm mit den Holsteinern gemeinschaftlich Stettin und Wismar besetzen sollte. Nun bemühte sich aber auch Peter der Große, welcher wiederholt nach Berlin kam, den König von Preußen auf seine Seite zu ziehen, und zeigte sich ebenfalls geneigt, Stettin an denselben kommen zu lassen. So wurde Vorpommern, welches der große Kurfürst ungeachtet seiner großen Anstrengungen nicht für sein Haus erlangen konnte, jetzt seinem Enkel von allen Seiten angeboten. Vergeblich leistete der schwedische Befehlshaber in Stettin einigen Widerstand, die Festung wurde genommen und einer preußischen und holsteinischen Besatzung übergeben, indem Friedrich Wilhelm versprach, dieselbe nicht vor dem künftigen Frieden an Schweden wieder herauszugeben (1713). Karl XII. aber wollte von einem solchen Abkommen nichts wissen; noch von der Türkei aus protestirte er gegen dasselbe, im folgenden Jahre kam er selbst nach Pommern und schickte sich an, den Kampf zu erneuern. Friedrich Wilhelm, welcher von vornherein niemals die Absicht gehabt hatte, sich widerrechtlich Pommerns zu bemächtigen, erklärte sich bereit, Stettin für die von ihm ausgelegten Kriegskosten mit 400,000 Thalern zurückzugeben. „Ich will nichts Ungerechtes,“ sagte er, „ich suche nichts, was wider mein Gewissen wäre.“ Karl XII. verlangte jedoch die sofortige Räumung von Stettin; da durfte Friedrich Wilhelm nicht weiter zögern, sich zum Kampfe zu rüsten. Er beschloß, den Feind in der Festung Stralsund aufzusuchen. Im Lager zu Schwedt wurde die erste allgemeine Musterung des neu gebildeten preußischen Heeres gehalten. Der Fürst Leopold von Dessau hatte Alles trefflich vorbereitet: die Armee erschien in neuen, sauberen Monturen, mit geputztem Gewehr, in schönster Ordnung und gewährte zugleich einen sehr kriegerischen Anblick; man hatte so wohl gerüstete Truppen in Deutschland noch nicht gesehen. Sächsische und dänische Heerhaufen stießen zu den preußischen, Friedrich Wilhelm führte den Oberbefehl, unter ihm hatte die Hauptleitung der viel bewährte Leopold von Dessau. Karl XII. machte vergebliche Anstrengungen, Stralsund und die Insel Rügen durch Schanzen, Schiffe und Truppen zu sichern; Leopold ging mit 20,000 Mann nach Rügen über, besetzte die Insel, und nun war auch der Fall Stralsunds nicht mehr zu verhüten. Karl verließ während der Belagerung mit großer Gefahr die Stadt und rettete sich nach Schweden. Stralsund ergab sich Tags darauf (1715).

Schweden hatte nun fürs erste keinen Fußbreit Landes in Deutschland mehr inne. Der Krieg hörte auf, aber Jahre lang kam es nicht zu einem eigentlichen Friedensschlusse, indem Karl XII. bald durch eine Verbindung mit Rußland, bald durch andere Allianzen das Verlorene wieder zu gewinnen hoffte. Erst nach seinem 1718 erfolgten Tode bemühte sich seine Schwester und Nachfolgerin, Ulrike Eleonore, Frieden mit Preußen zu schließen, der unter Vermittelung Englands und Frankreichs in Stockholm (1720) zu Stande kam. Schweden trat dabei an Preußen Stettin nebst dem Theile Vorpommerns zwischen Oder und Peene, sowie die Inseln Usedom und Wollin ab, wogegen Friedrich Wilhelm sich außer einer Selbstzahlung von zwei Millionen Thalern verpflichtete, Schweden zur Wiedererlangung des von den Dänen besetzten übrigen Theiles von Vorpommern (von der Peene bis zur Ostsee) und der Insel Rügen zu verhelfen. Dies geschah in dem 1721 abgeschlossenen Frieden zu Nystädt. Schweden behielt somit einstweilen noch das sogenannte Neu-Vorpommern mit Rügen; doch trat die schwedische Monarchie seitdem aus der Reihe der wichtigeren europäischen Staaten zurück. Friedrich Wilhelm nahm im Jahre 1721 die Huldigung in dem neuerworbenen Lande ein. Er bezeigte den Pommern auf mannichfache Weise, wie hoch erfreut er darüber war, daß Preußen endlich in den Besitz der Odermündung und des wichtigen Handelsplatzes Stettin gekommen sei; es war wieder ein Schritt weiter geschehen, um dem jungen Königreiche ein überwiegendes Ansehen in Norddeutschland zu sichern und demselben ein wirksames Eingreifen in die europäischen Angelegenheiten möglich zu machen.

Mit dem Jahre 1720 schien in Europa allgemeine Ruhe eingetreten, aber bald zogen sich neue Wolken zusammen. Kaiser Karl VI., welcher keine männlichen Erben hatte, sondern nur zwei Töchter, unter denen die älteste Maria Theresia, hatte seine ganze Sorge darauf gerichtet, die Erbfolge in seinem Hause zu sichern, und deshalb schon im Jahre 1713 ein unauflösliches Hausgesetz, die pragmatische Sanction, veröffentlicht, nach welchem die gesammten österreichischen Erblande in Ermangelung männlicher Erben ungetheilt an seine weiblichen Nachkommen fallen sollten. Es war ihm nichts wichtiger, als diesem Hausgesetze und dadurch seiner Tochter Maria Theresia die Anerkennung der übrigen Mächte zu sichern. Eine Beleidigung, welche der spanische Hof vom französischen erfuhr, gab nun dem Kaiser die erwünschte Gelegenheit, mit Spanien nach langer Feindschaft in Frieden und sogar in ein Bündniß zu treten. Als die Höfe von London und Paris davon Kenntniß erhielten, wurden sie wieder besorgt, daß Oesterreich zu mächtig werden könnte, und suchten überall Verbindungen gegen Spanien und den Kaiser anzuknüpfen. Kein Fürst war ihnen dabei wichtiger, als Friedrich Wilhelm, aber dieser war nicht geneigt, sich für fremde Zwecke brauchen zu lassen. Er war überdies den Franzosen Feind und hielt es nicht für gut patriotisch, sich mit ihnen in engere Verbindung, zumal gegen den Kaiser, einzulassen. England und Frankreich setzten jedoch Alles in Bewegung, um den König zu gewinnen. Dessen sehnlichster Wunsch war damals auf die Erwerbung von Jülich und Berg gerichtet, da von der früheren jülichischen Erbschaft bis dahin nur Cleve an Preußen gekommen war; man hoffte ihn durch

die Aussicht auf Erfüllung dieses Wunsches leicht zu gewinnen, auch wurden einige seiner Vertrauten ins Einverständniß gezogen. Besonders aber hatte der König Georg von England an seiner Schwester, Friedrich Wilhelm's Gemahlin, eine einflussreiche Vertraute.

Die Königin Sophie, eine nicht gerade schöne Frau, aber von majestätischer Haltung, sicherem, festem Benehmen und hoher Bildung, stand bei Friedrich Wilhelm in großer Achtung und hatte selbst in den Staatsangelegenheiten einen gewissen Einfluß auf ihn. Ihre Wünsche waren nun besonders darauf gerichtet, eine Doppelheirath zwischen ihren und ihres Bruders, des Königs von England, Kindern zu Stande zu bringen; sie wollte, daß der Kronprinz die englische Prinzess Amalie, ihre Tochter Wilhelmine aber den englischen Thronfolger, Prinzen von Wales, heirathe. Obwohl Georg I. auf diesen Plan nicht aufrichtig einging, so machte er seiner Schwester doch Hoffnung dazu; sie brachte dafür ihrerseits Friedrich Wilhelm zu einer Zusammenkunft mit Georg, und es gelang, zu Hannover ein Bündniß zwischen Preußen, England und Frankreich zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Staaten zu Stande zu bringen (1725).

Der Kaiser Karl VI. konnte diese Verbindung nicht gleichgültig mit ansehen; um Friedrich Wilhelm von derselben wo möglich wieder abzu ziehen, wurde der General von Seckendorf als Gesandter nach Berlin geschickt, ein bei dem Könige von früherher sehr beliebter und dabei äußerst gewandter, im Umgange mit Menschen sehr erfahrener Mann. Dieser scheute keine Anstrengung und kein Mittel, um sich an des Königs Vertrauen immer mehr festzusetzen. Er verstand es, sich in dessen Eigenheiten zu schicken, bei der Wachtparade und bei Tafel, bei der Jagd und im Tabakscollegium jede Gelegenheit zu benutzen, um den Fürsten durch heiläufige Bemerkungen für seine Zwecke zu stimmen. Es kam ihm sehr zu Statten, daß Friedrich Wilhelm gegen den König von England deshalb sehr verstimmt war, weil derselbe mit der Doppelheirath trotz aller Zusagen nicht Ernst machte, auch sein Versprechen wegen Uebersendung langer Rekruten nicht hielt. Friedrich Wilhelm wurde immer aufgeregter gegen seine Verbündeten und äußerte: England und Frankreich hätten ihn betrogen, er solle die Kastanien aus dem Feuer holen, wozu er keine Lust habe. So konnte es dem Seckendorf gelingen, einen Vertrag zu Wusterhausen zwischen dem Könige und dem Kaiser zu Stande zu bringen, in welchem der frühere Kronvertrag vom Jahre 1700 erneuert wurde und die beiden Fürsten sich alle ihre Länder gegenseitig gewährleisteten. Der Kaiser versprach zugleich, Alles anwenden zu wollen, daß wenigstens das Herzogthum Berg und die Grafschaft Ravensstein an Preußen kämen, wogegen der König sich verbindlich machte, die pragmatische Sanction zu vertheidigen (1726). Natürlich waren England und Frankreich sehr ungehalten über des Königs Abfall von ihrem Bündnisse, Friedrich Wilhelm aber rüstete und sagte: „Kein Engländer oder Franzos soll über uns Deutsche gebieten, meinen Kindern will ich Pistolen und Degen in die Wiege geben, daß sie die fremden Nationen abhalten. Die österreichische Erbfolge müssen alle deutschen Fürsten gewährleisten. Wenn die Franzosen ein Dorf in Deutschland angreifen, so müßte der deutsche Fürst ein Coujon sein, welcher nicht den letzten Blutstropfen daran setzte.“ Sein Hauptbestreben ging jedoch dahin, Deutschland vor

dem Kriege zu bewahren, und seiner Haltung zwischen den beiden Parteien ist es zuzuschreiben, daß der allgemeine Krieg vermieden wurde, der sonst gewiß wieder auf Deutschlands Fluren ausgekämpft worden wäre.

Nur auf kurze Zeit mußte der König noch einmal die Waffen ergreifen: als nämlich wegen der Nachfolge auf dem polnischen Throne ein Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser ausbrach, ließ Friedrich Wilhelm 10,000 Mann an den Rhein rücken, welche durch die Schönheit ihrer Ausstattung und durch die Fertigkeit ihrer Kriegsübungen wiederum allgemeine Bewunderung erregten (1734). Jedoch hatte der König wenig Dank für seine Hülfe. Schon seit längerer Zeit war ihm öfter Veranlassung gegeben worden, sich über das rücksichtslose Benehmen des Kaisers zu beklagen; so oft ihn derselbe brauchte, wurde ihm geschmeichelt und die besten Versprechungen auf Süllich und Berg gegeben, sowie aber der Kaiser seine Hülfe nicht mehr dringend nöthig hatte, sah sich Friedrich Wilhelm wieder vernachlässigt. Er hatte sich schon öfter darüber beschwert, jetzt wurde er so geringschätzig behandelt, daß man ihn, als der Friede mit Frankreich eingeleitet wurde, nicht einmal davon in Kenntniß setzte. „Der Kaiser tractirt mich und alle Reichsfürsten wie Schubiacks, was ich gewiß nicht verdient habe,“ sagte er, und seine Entrüstung über das falsche Spiel, daß man mit ihm getrieben, wurde nach und nach so stark, daß er einmal, auf den Kronprinzen zeigend, in die Worte ausbrach: „Da steht einer, der mich rächen wird.“ Er ahnte gewiß nicht, wie sehr er hiermit die Wahrheit prophezeit hatte. Wir werden sehen, wie der Kronprinz noch tiefer, als sein Vater, die unbillige Behandlung empfand, welche Preußen von Seiten des Kaisers widerfuhr, und wie dieses Gefühl der Erbitterung mit ein Grund zu den großen Thaten wurde, durch welche Friedrich der Große seinen Staat auf Oesterreichs Kosten erhob.

Friedrich Wilhelm's Ende. Friedrich Wilhelm hatte ein ruhiges Alter; sein Wesen war zuletzt milder geworden, als früher, wozu wohl das freundschaftlichere Verhältniß, in das er mit dem Kronprinzen getreten war, viel beigetragen hatte. Im Herbst 1739 wurde der König krank; der strenge Winter vermehrte seine Leiden. Im Februar ließ er den Propst Koloff zu sich kommen, der ihn zum Tode vorbereiten sollte. Er verzieh Allen, die ihm Herzeleid angethan, und bereuete seine Sünden. Als Koloff auf Sinnesänderung drang, sagte er erst, daß er immer recht gehandelt und Alles zu Gottes Ehre gethan habe. Koloff widersprach ihm aber, indem er anführte, daß der König z. B. durch erzwungenes Häuserbauen in Berlin viele seiner Unterthanen gedrückt, daß er Todesurtheile geschärft und ungerechte Hinrichtungen verfügt habe. Da sagte der König: „Er schont meiner nicht; er spricht als ein guter Christ und als ein ehrlicher Mann mit mir. Ich danke ihm dafür und erkenne, daß ich ein großer Sünder bin.“ Alle beteten nun am Bette des Königs, und Koloff mußte täglich zu ihm kommen. Da es sich etwas mit ihm besserte, fuhr er im April mit seiner Familie nach Potsdam. Im Anfang Mai hatte er einen starken Rückfall und ließ den Kronprinzen nach Potsdam rufen, um sich mit ihm über alle Staatsangelegenheiten zu besprechen. Nach einer der Unterhaltungen sagte er zu den Umstehenden: „Aber thut mir Gott nicht viel Gnade, daß er mir einen so würdigen Sohn gegeben?“ Dieser küßte weinend des Vaters Hände, der ihn umarmte und ausrief: „Mein

Gott, ich sterbe zufrieden, weil ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe!" Dann ordnete er Alles wegen seiner Bestattung; die Leichenpredigt sollte über den Text gehalten werden: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft.“ Am 31. starb er nach großen Leiden, aber in ruhiger Fassung mit den Worten: „Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben.“ Er war zweiundfünfzig Jahre alt und hatte siebenundzwanzig Jahre regiert.

Sein Staat war unter seiner Regierung durch Geldern und das für den Handel so wichtige Stettin mit den Odermündungen erweitert worden; der gesammte Flächeninhalt betrug nun 2275 Quadratmeilen. Die Zahl der Einwohner war auf 2,240,000, die Bevölkerung Berlins auf 98,000 Seelen gestiegen. Die Stärke des trefflich geübten und reichlich ausgestatteten Heeres hatte er bis auf einige und 80,000 Mann vermehrt, die Einkünfte des Landes von $2\frac{1}{2}$ auf fast $7\frac{1}{2}$ Millionen Thaler erhöht. Obwohl er viele Millionen auf den Wiederanbau seiner Länder, auf den Ankauf neuer Kronländer und auf die Ausstattung der jüngeren Prinzen verwendet hatte, so hinterließ er doch seinem Nachfolger einen baaren Schatz von fast neun Millionen.

So waren denn die redlichen Mühen seiner streng geordneten Verwaltung nicht verloren, vielmehr hatte er für seinen Sohn die Mittel geschafft, durch welche es diesem möglich wurde, die gewaltigen Unternehmungen zu wagen, von welchen wir alsbald erzählen werden.